

Oskar Weggel

# Asien im Jahre 2050

## Versuch einer virtuellen Umrißbestimmung

### Teil 7: Verwestlichung oder Re-Asiatisierung?

Kapitel 1 hat ein virtuelles Panoramabild Asiens im 21. Jh. gezeichnet. In Kapitel 2 sind die potentiellen Träger künftiger Entscheidungen und in Kapitel 3 die aller Erwartung nach voraussichtlich in den Vordergrund tretenden Themen skizziert worden.

Kapitel 4 hat die wirtschafts-, die politik- und die sozialstrategischen Strategien präsentiert und Kapitel 5 Stilfragen behandelt, und zwar einerseits aus der Perspektive der Basis, d.h. von unten nach oben, andererseits aber – in umgekehrter Richtung – aus der Sicht der Führung gegenüber der Bevölkerung.

In Kapitel 6 schwenkte der Scheinwerfer weg von äußeren Verfahrensmodalitäten hin zu den inneren Bestimmungsgründen, die nach drei Spielformen (Nativismus, „Asiatismus“, Nationalismus) aufgeführt wurden, und die es in ihrer spezifischen Ausrichtung erst begreiflich erscheinen lassen, warum sich die Angehörigen einer Kultur in dieser oder jener Situation so – und nicht anders – verhalten.

Im vorliegenden Kapitel 7 geht es um die Frage, ob die asiatischen Kulturen und Lebensformen sich in ihrer Authentizität erhalten können oder ob sie am Ende nicht doch das Schicksal der Verwestlichung über sich ergehen lassen müssen.

#### Gliederung:

- 7.1 Verwestlichung unter dem normativen Druck des Alltagslebens?
  - 7.1.1 Wohnen
    - 7.1.1.1 Variante 1: Verwestlichung durch Übernahme westlicher Wohnformen?
    - 7.1.1.2 Variante 2: Re-Asiatisierung trotz westlicher Wohnformen
    - 7.1.1.3 Gibt es noch die Wahl zwischen Tradition und Verwestlichung?

- 7.1.2 Urbanisierung
  - 7.1.2.1 Das Gesicht der altasiatischen Stadt
  - 7.1.2.2 Entwicklungsvariante 1: „Verwestlichungs“-Zwänge?
    - 7.1.2.2.1 Verstädterung im Schnellzugtempo
    - 7.1.2.2.2 Zwischen Metropole und Misropole: Die Folgen der Urbanisierungsexplosion
  - 7.1.2.3 Variante 2: Re-Asiatisierung? Drei Mindestvoraussetzungen
    - 7.1.2.3.1 Dezentralisierung: Prophylaxe gegen Megastädte und Megaprobleme
    - 7.1.2.3.2 Regulierung und Planmäßigkeit
    - 7.1.2.3.3 „Begegnung“ – und „Kommunitarismus“ asiatischer Prägung
- 7.2 Verwestlichung unter dem Druck der Überzahl und der Vehemenz wachsender sozialer Herausforderungen?
  - 7.2.1 Methodische Vorüberlegungen: Liefern Zahlen verlässliche Anhaltspunkte?
  - 7.2.2 Herausforderung im Zeichen der Zahl
    - 7.2.2.1 Die asiatische Bevölkerung im Jahre 2050
    - 7.2.2.2 „Armut“
    - 7.2.2.3 Wie ist es um Arbeit und Arbeitslosigkeit im künftigen Asien bestellt?
  - 7.2.3 Drei mögliche Reaktionsmuster
    - 7.2.3.1 „Vegetieren“: Flucht nach innen und zunehmende Bedeutung der Religion
    - 7.2.3.2 Emigrieren
      - 7.2.3.2.1 Innerasiatische Völkerwanderungen – einst und jetzt
      - 7.2.3.2.2 Transnationale Mobilmachung
      - 7.2.3.3 „Revoltieren“
- 7.3 Verwestlichung unter dem Druck des Überbauwandels?
  - 7.3.1 Asiatisches Urgestein, westliche Sedimente
  - 7.3.2 Tradition und „Fortschritt“
  - 7.3.3 „Verschichtung“ statt „kreativer Zerstörung“

Im vorangegangenen Kapitel ist ausführlich über Spielformen „asiatischer“ Selbstbehauptung gesprochen worden, wie sie sich – zumindest, soweit Phänomene des Asiatismus und des Nationalismus zur Debatte standen – z.T. in direkter Gegnerschaft zum Westen herausentwickelt haben, sei es nun in Form expliziter Rückbesinnung auf frühere Werte, sei es durch „Konstruktion einer nationalen Identität“ oder sei es in selbstbewußtem Kontrast zur „Eurosklrose“ des Westens. Meist wurden Äußerungen dieser Art eher subtil vorgebracht, doch gab es auch vollmundige Erklärungen, die vor allem von jener „Singapur-Schule“ ausgingen, die erst im Gefolge der „Asienkrise“ von 1997 kleinlauter geworden zu sein scheint, selbst wenn Lee Kuan Yew, der Exponent dieser Richtung, nach wie vor zuversichtlich bleibt. Er, Lee, habe zwar nie an ein „pazifisches Jahrhundert“ in dem Sinne geglaubt, daß der Westen am Wesen Asiens genesen müsse. Gleichwohl werde sich das wirtschaftliche Schwergewicht unaufhaltsam vom Atlantik hin zum Pazifik verschieben, wobei das Gravitationszentrum derzeit Japan und in Zukunft China heiße. Südostasien sei hier lediglich ein „Anhängsel“. Spätestens in „zwei bis vier Jahren“ werde die Welt wieder von einem „pazifischen Zeitalter“ reden; denn die Grunddaten, die „unser rapides Wachstum ermöglicht haben, sind ja noch dieselben: eine junge Bevölkerung, Schwergewicht auf

Bildung, harte Arbeit, hohe Sparraten, Geschäftssinn und hohe Investitionen“<sup>1</sup>.

Lee Kuan Yew glaubt, daß sich auch die Globalisierung nicht zurückdrehen lasse. Selbstverständlich könnten sich Staaten und Volkswirtschaften aus dem System zurückziehen, doch hätten sie in diesem Fall mit einem hohen Preis zu bezahlen, nämlich mit langsamerem Wachstum, weniger Kapital, weniger Inputs und weniger Austausch mit der Welt.

Die Globalisierung gehe also weiter, doch würde dadurch Asien um keinen Deut „westlicher“. Er, Lee, könne nicht sehen, daß „z.B. ein Land wie Japan – selbst wenn man hundert Jahre in die Zukunft blicke – genauso werden könne wie Amerika oder Europa“. Die Japaner blieben Japaner und müßten „ihren eigenen Weg gehen“. Zwar müsse das Land der aufgehenden Sonne sich öffnen und sich den Spielregeln des internationalen Markts anpassen. Das bedeute aber nicht, daß Japan – und „daß wir regiert werden müssen wie Amerika oder England. Asiatische Werte verlangen nach einer anderen Art des Regierens, nach einer anderen Art des Regierungshandelns“<sup>2</sup>.

Stellt Lee Kuan Yew hier nur Schutz-Behauptungen auf, die ihn davor bewahren sollen, Gesicht zu verlieren, oder liegt seinen Hypothesen ein wahrer Kern zugrunde?

Dieses Selbstbehauptungsthema ist nachfolgend unter drei Gesichtspunkten – und dementsprechend unter drei Fragen zu prüfen: Kommt es zur „Verwestlichung“ Asiens, und zwar entweder (1) unter dem normativen Druck des Alltags, oder (2) unter der Vehemenz jener politischen und sozialen Herausforderungen, die mit der Bevölkerungsexplosion nun einmal einhergehen, oder aber (3) unter der Wucht des „Überbau“-Wandels, der die technologischen Veränderungen begleitet?

## 7.1 Verwestlichung unter dem normativen Druck des Alltagslebens?

Wirkt der Alltag als Rüttelsieb, durch das alles „Asiatische“ ausgeschieden wird?

Die Frage scheint prima facie weit hergeholt; denn wer sich westlich kleidet oder ernährt, hat damit in aller Regel noch keine innere Metamorphose durchgemacht, es sei denn, er habe diese Änderung aus anderen Gründen vollzogen und wolle den Wandel nun nur noch nach außen hin nachholen.

Gleichwohl kann auch der Alltag als solcher durchaus determinierende Kraft ausüben: vor allem dann, wenn z.B. neue Wohn- und Siedlungsformen ins Spiel kommen und ihren „alltäglichen“ Einfluß oft unmerklich in eine bestimmte Richtung auszuüben beginnen.

Zwänge dieser Art seien nachfolgend aus doppelter Sicht betrachtet, nämlich unter dem Blickwinkel des Wohnens und unter dem Aspekt moderner Urbanisierung.

Immer geht es hierbei um die Frage, ob neue Formen des Alltagslebens als solche das überkommene Wertesystem bereits in Frage stellen und Verwestlichungszwänge ausüben oder ob nicht gerade umgekehrt die Tradition neu eingeführten materiellen Errungenschaften des Westens einen spezifisch „asiatischen“ Stempel aufdrückt – und ihnen damit einen asiatischen Drall verleiht.

Im Marxismus war diese Frage bekanntlich unter den beiden Stichworten „Produktivkräfte“ und „Überbau“ diskutiert – und dialektisch beantwortet – worden, wobei die Klassiker keinen Zweifel am Primat der Produk-

tivkräfte gelassen hatten. Ganz im Gegensatz dazu hatte die maoistische Praxis – hier ganz auf der Linie der konfuzianischen Tradition wirkend – gerade umgekehrt dem Überbau eine Führungsrolle zugewiesen, ohne daß dies jedoch offen eingeräumt worden wäre: man denke an so durch und durch voluntaristische Kampagnen wie den Großen Sprung oder aber die Kulturrevolution.

Auch die chinesischen Reformer gehen insgeheim von einem Primat des Überbaus aus, indem sie beispielsweise an dem Grundsatz des *zhong ti xi yong* (Chinesisches als Substanz, Westliches zum bloßen Gebrauch) festhalten und darauf vertrauen, daß sich alles Westliche am Ende „chinesisch einfärben“ werde, angefangen von den Übernahmen des Alltags bis hin zu einem „Sozialismus mit besonderer (chinesischer) Farbe“ (*tesede shehuizhuyi*).

### 7.1.1 Wohnen

#### 7.1.1.1 Variante 1: Verwestlichung durch Übernahme westlicher Wohnformen?

Zumindest aufgrund der bisher gewonnenen Erfahrungen bleibt die Frage *offen*, ob neue (westliche) Wohnformen das überkommene Wertesystem aushöhlen oder ob sich der Vorgang nicht eher in umgekehrter Richtung vollzieht. Für beide Entwicklungen gibt es empirisches Datenmaterial, das sowohl in die eine als auch in die andere Richtung weist, letztlich also auf ein Patt hindeutet. Beide Varianten sollen nachfolgend durchgespielt werden:

Die Verwestlichungsvariante sei anhand diverser Änderungen der Wohnformen im städtischen Japan konkretisiert.

Noch am klassischen japanischen Bauernhaus hatte es eine Reihe von Eigenschaften gegeben, die z.T. bis auf den heutigen Tag nachwirken: Es bestand aus Holz, war genormt (nach Tatami-Größe) und war vor allem offen – offen nach innen im Sinne von Unabgeschlossenheit der Räume, offen nach außen aber im Sinne der Einsehbarkeit durch Nachbarn. Diese Idee der Offenheit führte dazu, daß Wände nur eine geringe Rolle spielten und daß die gesamte Architektur im Zeichen des „Stützsystems“ stand.

Im Zeichen dieser Offenheits-Philosophie wurde das Haus als Bauform mit der Gemeinschaft der unter seinem Dach lebenden Familie gleichgesetzt. Das Wort „Haus“ wurde mit zwei Begriffen wiedergegeben, nämlich mit *IE* und *UCHI*. Beide termini wiederum werden mit dem gleichen Zeichen verschriftet, nämlich mit dem chinesischen Graphem *jia* („Familie“), obwohl *ie* eher auf die Gemeinschaft (z.B. das „Haus“ der Habsburger), *uchi* dagegen auf den architektonischen Bestand hinweist. Die Verwendung des gleichen Schriftzeichens für zwei eigentlich unterschiedliche Vorstellungen zeigt in aller Deutlichkeit den inneren Zusammenhang zwischen Haus und Familie. Zur Familie gehört vor allem, wer unter dem gleichen Dach lebt. So war z.B. die Beziehung zwischen Hausfrau und der im gleichen Haus lebenden Schwiegertochter ungleich wichtiger als die Beziehung zwischen Hausfrau und ihrer leiblichen, jedoch an ein anderes Haus verheirateten Tochter.

Die Mitglieder desselben Haushalts hatten keinerlei Individualisierungsmöglichkeiten. Prinzipiell bestand daher

<sup>1</sup>Lee Kuan Yew im Interview, *Die Zeit*, 19.2.98.

<sup>2</sup>Ebd.

auch keine Notwendigkeit für Wände und für eigene Zimmer. Das *ie*-Konzept legte vielmehr nahe, daß alles *gemeinsam* getan wurde und daß die Individualität des einzelnen zurückzutreten hatte. Nicht das Ich, sondern das Wir stand daher im Vordergrund. Der einzelne war nicht selbständig, sondern stets von einer Gruppe abhängig, die im japanischen Dorf aus dem *ie* bestand, und sich von dort auf die Nachbarschaft und dann wiederum auf das ganze Dorf erweitern konnte. In den historischen Dörfern und in den Bürgervierteln der Burgstädte wurden ganz in diesem Sinne auf obrigkeitliche Anordnung jeweils fünf oder zehn Haushalte zu wirtschaftlichen Produktionsgemeinschaften, aber auch zur gegenseitigen Kontrolle und Haftung zusammengeschlossen. Da die Dörfer im gebirgigen Japan oft weit voneinander entfernt lagen, die Dörfler selbst dafür aber um so dichter beisammenlebten, schränkten sich einerseits die Kontakte zu anderen Gemeinschaften ein, bildeten sich andererseits aber kräftige Solidaritätsbände um die Dreiheit des *ie*, der eigenen Nachbarschaft und des eigenen Dorfes heraus – eine Haltung also, die gegenüber der eigenen *kaisha*, d.h. der Firma, auch im 20. Jh. noch erhalten geblieben ist – und die übrigens auch in den städtischen Nachbarschaften Tokyos oder Osakas weiterlebt. Die Bauform des durchschnittlichen Wohnhauses erzwang hier schon als solche einen „Wir-ismus“, der Ich-Bestrebungen kaum Raum ließ.<sup>3</sup>

Mitten in diese entindividualisierte Welt brachen nun im Zuge der Meiji-Reform, vor allem aber in den 20er und 30er Jahren des 20. Jh. westliche Bauformen ein, die früher oder später das überkommene *ie/uchi*-Denken geradezu in Frage stellen mußten, weil sie Wohnformen ermöglichten, die der traditionellen Denkart derart fremd waren, daß ihre Folgen mit einem ausländischen – in diesem Falle englischen – Wort verbalisiert wurden, nämlich mit „privacy“. Vor allem drei Bauformen waren es, die dieses neue und ungewohnte Wohnen ermöglichten, nämlich das „*apato*“, das „Apartment“ und das Privathaus, welche letzteres sich allerdings nur besonders wohlhabende Schichten leisten konnten:

Zur eigentlichen Nahtstelle zwischen alt und neu entwickelte sich das „*apato*“, d.h. eine Wohnung mit ein bis zwei Zimmern, die von einem *gesonderten* Gang her betreten werden konnten. Traditionelle Kernelemente des Bauernhauses blieben zwar erhalten, wie die Verwendung von Holz und die Normung nach Tatami-Größen; neu aber war die Lage des Außenflurs, die es ermöglichte, erst unmittelbar vor der eigenen Wohnung die Schuhe auszuziehen und nicht mehr über einen allen Hausbewohnern gemeinsamen Flur ins Innere eintreten zu müssen.

Die Japaner hatten mit der neu gewonnenen „Privatheit“ offensichtlich keine Schwierigkeiten – im Gegenteil: So populär wurden die *Apatos*, daß bereits in den 60er Jahren rund ein Drittel aller Einwohner Tokyos in *Apatos* umgezogen waren.<sup>4</sup> Geschätzt wurde das *Apato* vor allem aus vier Gründen, weil es erstens, wie gesagt, „Privatheit“ zuließ, weil es zweitens den Wohnungswechsel erleichterte, drittens Zufallskontakte in Hülle und Fülle zuließ und viertens zur billigsten Wohnform auf dem privaten Wohnungsmarkt für junge Familien und vor allem für Alleinstehende wurde.

Das *Apato* leitete einen schnell um sich greifenden Individualisierungsprozeß ein, der zur Aufspaltung der Großfamilie, zur Trennung der Generationen, ja sogar zur räumlichen Trennung zwischen einzelnen Familienmitgliedern führte. Auch die Nachbarschaftsbeziehungen begannen sich jetzt schnell zu lockern. Das alte Denken in *ie/uchi*-Kategorien trat immer mehr in den Hintergrund. Gleichzeitig führte der Wunsch nach mehr Privatheit auch zur Erhöhung der Nachfrage nach Wohnraum.<sup>5</sup>

War hier eine Gesetzmäßigkeit in Gang gekommen, die sich nicht mehr aufhalten ließ und die ganze Traditionen aushebeln würde, so daß am Schluß von den asiatischen Eigenheiten nichts mehr übrigbliebe? Oder sollte es nicht auch umgekehrt möglich sein, westliche Wohn- und Bauformen zu „re-asiatisieren“?

Daß auch solche Umkehrungen keineswegs ausgeschlossen sind, soll anhand eines indischen Beispiels demonstriert werden:

### 7.1.1.2

#### Variante 2: Re-Asiatisierung trotz westlicher Wohnformen

Gerade in Asien scheint eine der Kernfragen moderner Architektur auf Entscheidung zu drängen, ob nämlich die Tradition in moderne Gestaltungen miteinbezogen werden müsse oder ob das „Neue Bauen“, wie Walter Gropius es genannt hat, nicht eher von der Prämisse auszugehen habe, daß sich das Leben der Gegenwart derart radikal von allem Vergangenen unterscheidet, daß Traditionen keine Rolle mehr spielen dürften, daß also von einem „gesellschaftlichen Minimalbedarf“ der Einzelperson auszugehen und von daher auch die Räumlichkeiten und die Infrastrukturen neu zu durchdenken und zu ordnen seien. Zur Rechtfertigung seiner architektonischen Doktrin fand Gropius eine Reihe von Formulierungen, die sich auf folgende vier Kernaussagen reduzieren lassen: (1) Die Menschen haben keine natürliche Bindung an Grund und Boden; (2) sie brauchen auch keine größeren Wohnungen und deshalb auch (3) keine Einfamilienhäuser. Aus sozialen und kulturellen Gründen sei vielmehr (4) das Wohnen in Hochhäusern vorzuziehen, die Begegnung und Kommunikation ermöglichten.<sup>6</sup>

Auf einen asiatischen Hintergrund projiziert sollte sich schon bald herausstellen, daß viele dieser „universalistischen“ Postulate nicht sehr viel mehr wären als Konstrukte und Wunschbilder, die, in Realität umgesetzt, schnell dadurch widerlegt würden, daß z.B. asiatische Bewohner mit ihnen nichts anzufangen wüßten oder sie im Sinne autochthoner Vorstellungen verändern würden.

Am Beispiel einer der schlimmsten Fehlplanungen „des“ Westens auf asiatischem Territorium sei hier die Modellstadt *Chandigarh* im nachkolonialen Indien herangezogen.

*Chandigarh* wurde in den frühen 50er Jahren als neue Hauptstadt des indischen Bundesstaats Punjab erbaut, nachdem die ehemalige Hauptstadt der Region, nämlich Lahore, im Gefolge der indisch-pakistanischen Spaltung an Pakistan gefallen war. Hier, beim Aufbau einer neuen Regionalhauptstadt, schien sich also die einzigartige Gelegenheit zu bieten, mit modernistischen Mitteln eine Stadt

<sup>3</sup>In diesem Sinne Tatsuo Oguro, *Die rätselhafte Nation. Mentalität und Denkweise der Japaner*, Stuttgart 1983.

<sup>4</sup>Dazu Siegfried Enders, *Japanische Wohnformen und ihre Veränderung*, Institut für Asienkunde, Hamburg 1979, S.65 ff.

<sup>5</sup>Ebd., S.320 f.

<sup>6</sup>Walter Gropius, *Die neue Architektur und das Bauhaus*, Frankfurt a.M. 1965; ders., *Architektur. Wege zu einer optischen Kultur*, Fischer TB 127, Frankfurt a.M. 1956, S.106-112.

– und mit ihr eine Modalität „neuen Wohnens“ – aus dem Boden zu stampfen, die den Prinzipien jener „modernen Architektur“ entsprach, wie sie in den ersten Jahrzehnten des 20. Jh. vor allem vom damaligen *Bauhaus* erdacht – und anhand praktischer Beispiele entworfen worden war.

Beauftragt mit dem Bau von Chandigarh wurde der dem „neuen Bauen“ besonders verpflichtete französische Architekt Le Corbusier, der hier die einzigartige Chance erhielt, auf gleichsam jungfräulichem Boden einen exemplarischen Beweis für die universelle Tauglichkeit modernen Architekturverständnisses zu erbringen.

Die Bauarbeiten setzten 1952 ein und dauerten bis in die späten 70er Jahre. Begonnen wurde das Werk im Zeichen jener nachkolonialen Aufbruchstimmung, die dem ganz Neuen zugewandt war und in deren Geist die Congress Party sowie ihr Führer Pandit Nehru sowohl die koloniale Vergangenheit als auch die eigene vorkoloniale Tradition vergessen lassen wollten. Ganz in diesem Sinne sollte Chandigarh frei von allen früheren Fesseln heranwachsen.

Schon wenige Jahre nach Übergabe der ersten Bauten sollte es sich freilich herausstellen, daß Le Corbusier und sein Team fast alle Regeln verletzt hatten, die in einer jahrtausendealten Kultur wie der indischen nun einmal zum ABC gehören.

Die Prozession der Verstöße gegen den Geist der Tradition wurde angeführt von der Gestaltung des Stadtbilds, das höchst modernistisch, d.h. in vielerlei Hinsicht auch europäisch, keinesfalls jedoch „indisch“ ausgefallen war: Die Freiflächen waren hierbei zu offen, die Straßen zu breit, die Nachbarschaftsanlagen zu „unkommunikativ“ und die Wohnungen zu „unzweckmäßig“ geraten – und zwar unzweckmäßig im Sinne der sozialen Bedürfnissen einer indischen Durchschnittsfamilie.

Im einzelnen:

- Offene Flächen: Bei der Planung von Chandigarh hatte die so überaus „moderne“ Forderung nach Freiflächen, frischer Luft und nach viel Licht eine entscheidende Rolle gespielt. Das gesamte Stadtgebiet war daher mit einem breit angelegten „Leisure Valley“ sowie, parallel dazu, mit Grünstreifen durchzogen worden, die jeden Sektor in nordsüdlicher Richtung durchbrachen. Außerdem hatten die Planer Wert auf kleinere Freiflächen zwischen den Häusern gelegt. Damit waren sie einem von ihnen als solchem unterstellten städteplanerischen Bedürfnis nachgekommen, wie es einem Durchschnittsindier a priori unvertraut ist. Zwar waren in Indien unter wechselnden Fremdherrschaften immer wieder majestätische Parks angelegt worden, sei es nun das Areal rings um das von den Moguln errichtete Taj Mahal oder aber die von den Briten ausgestaltete Parklandschaft mit ihren „grüne Lungen“ in Delhi. Doch waren dies, wie gesagt, Ausnahmen geblieben. „Normalerweise“ blieb das indische Leben in weitaus stärkerem Maße auf – und um – die Familie konzentriert, als dies im Westen je der Fall war. In der westlichen Welt geht die Mutter ganz selbstverständlich mit ihrem Kind zum Spielen in den Park, während die Inderin schnell verdächtig würde, auf Abwege zu geraten, sobald sie ohne Begleitung ihres Mannes in einem öffentlichen Park spazieren gehe.

Gesellschaftliches Leben in Indien spielt sich unter diesen Umständen fast immer in unmittelbarer Hausumgebung ab, wo es kleinere Grünflächen und einen möglichst breitkronigen Baum geben soll, unter dem sich die Bewoh-

ner niederlassen und unter dem sich die Gespräche der Erwachsenen und die Spiele der Kinder abspielen können. Werden diese Areale jedoch zu weitläufig und zu weit vom Haus entfernt angelegt, so geht das Gefühl „dichten“ gesellschaftlichen Lebens, wie es für die drangvollen Städte Indiens so charakteristisch ist, schnell verloren. Nicht zufällig übrigens wurden diese Flächen, die von den europäischen Planern eigentlich als Pufferzonen zwischen Geschäfts- und Wohnbezirken gedacht waren, von zahlreichen Kleinhändlern besetzt, die mit ihren Ständen und Karren nunmehr keine Trennungs-, sondern ganz im Gegenteil eine Verbindungsfunktion herstellten.

Was die Planer um Le Corbusier bei ihren Überlegungen noch mit Verachtung hatten strafen wollen, nämlich die „Mulhalla“, d.h. die traditionelle Straße im Wohnbezirk indischer Städte, die fast nie breiter als zwei bis drei Meter, trotzdem aber von manchmal vier- oder fünfgeschossigen Häusern begleitet ist, war hier also – gleichsam durch die Hintertür – wieder hereingekommen. Auf der Mulhalla pflegen die Frauen vor den Häusern zu sitzen und sich während der täglichen Arbeit zu unterhalten. In Chandigarh jedoch waren die Häuser zumeist um weite Plätze herum gruppiert worden, die Abmessungen von bis zu 250 m aufwiesen. Plätze oder Grünanlagen dieser Größenordnung machen zwar in Italien Sinn (man denke an die Piazza!), nicht aber in einem kulturell so ganz anders ausgerichteten Land wie Indien, wo zumindest die Mitte der Piazza als Niemandsland empfunden wird.

- Die Planer hatten aber nicht nur dem Stadtbild, sondern auch den *Nachbarschaftseinheiten* kaum „kulturadäquat“ Rechnung getragen. Rund 25 der insgesamt 30 „Sektoren“ von Chandigarh waren nämlich als Wohnbezirke angelegt worden, die dem Gedanken der Nachbarschaftspflege Rechnung tragen sollten. Damit war Le Corbusier den Vorstellungen von Gropius<sup>7</sup> gefolgt, der gefordert hatte, daß die Städteplaner „das Interesse und das Verantwortungsgefühl der Einwohner zu aktiver Teilnahme an allen örtlichen Maßnahmen anregen“ sollten. Dazu müsse „der Aufbau der Gemeindeverwaltung vermenschlicht, d.h. in kleinere Verwaltungsbezirke aufgeteilt werden ..., damit der gesellschaftliche Umgang zwischen Mensch und Mensch gefördert wird“.

Die gedrängte – und in Indien als angenehm empfundene – Enge sowie der ständige und unmittelbare Kontakt mit anderen Passanten, der so charakteristisch für das Leben in indischen Städten ist, war in Chandigarh also von vorneherein „weggeplant“ worden!<sup>8</sup>

Statt dessen hatten die Architekten sogenannte „Sektoren“ als Nachbarschaftseinheiten errichtet, deren einzelne Gliederungen sich zu überschaubaren, in sich geschlossenen Gemeinden entwickeln sollten.

Das dieser Planung zugrundeliegende Menschenbild war von Personen ausgegangen, die einander gleichgestellt sind, die gesellschaftlich offen für jede Vereinigung sind und außerdem Kristallisationspunkte bevorzugen, um die herum sich Gruppierungen bilden können, sei es nun um die Schule, wo die Eltern Mitbestimmung ausüben, um

<sup>7</sup>Walter Gropius, „Organische Nachbarschaftsplanung“, in: Walter Gropius, *Architektur. Wege zu einer optischen Kultur*, Fischer TB 127, Frankfurt a.M. 1956, S.107.

<sup>8</sup>Drew, Jane, „Chandigarh Capital, City Project“, *Architects Yearbook*, London, 5/1953, S.56-66.

Kirchengemeinden oder – ganz mitteleuropäisch – um „Wirtshäuser“.

Ganz im Gegensatz zu diesen Prämissen üben in der hinduistischen Gesellschaft die dort vorherrschenden Kasten- und Jati-Strukturen keine Vereinigungs-, sondern eine Trennungsfunktion aus. „Kommensuralität“ und Heiratstabus bringen hier also, um nur zwei Beispiele zu nennen, völlig andere Gesichtspunkte ins Spiel. Außerdem gibt es in der modernen indischen Gesellschaft eine Fülle unterschiedlichster Privatschulen, deren Besuch vom sozialen Status, von der Religionszugehörigkeit und nicht zuletzt auch von den Einkommensverhältnissen der Eltern abhängt – mit der Folge, daß die örtliche Schule keineswegs Sammelpunkt des Gemeinde- oder Nachbarschaftslebens werden kann. Nur selten kommt es deshalb vor, daß ein Kind Schulen, vor allem höhere Schulen, in seiner unmittelbaren Umgebung besucht.

Auch bei der Planung der Handwerks- und Geschäftseinrichtungen hatten die europäischen Architekten keine glückliche Hand. Ganz auf der Linie westlicher Vorstellungen legten sie z.B. in den einzelnen „Sektoren“ Einkaufszentren an, die mit ihrem Angebot jeweils den gesamten von einem Normalkonsumenten zu erwartenden Bedürfnisfächer abdeckten. Damit aber verstießen sie gegen grundlegende Vorstellungen indischer Einkäufer und Konsumenten, die sich am Basar-Modell orientieren, wo ja die jeweiligen Gewerbe-/Anbieter/Konkurrenten stets in der gleichen Straße oder zumindest im gleichen Abschnitt konzentriert zu sein – und gegeneinander zu konkurrieren pflegen – die Gemüsehändler also beispielsweise in Gasse 1, die Souvenirhändler in Gasse 2 und die Textilienanbieter in Gasse 3.

Kein Wunder, wenn sich Läden mit breitem Fächerangebot schon bald nach ihrer Fertigstellung wieder in basarähnliche Einrichtungen zurückverwandelt sahen, insofern sich eines der „Einkaufszentren“ beispielsweise in eine Reparaturwerkstätte für Fahrzeuge und Motorräder sowie in einen „Basar“ für Kfz-Ersatzteile verwandelte, während ein anderes die Funktion eines „reinrassigen“ Textilienbasars übernahm. Auch die semipermanenten Verkaufskarren auf den Grünstreifen und auf den von den Nachbarn nicht benutzten „Piazzen“ sorgten dafür, daß die einzelnen Gewerbe nach altgewohntem Brauch schon bald wieder „auf die Reihe“ kamen.

Damit aber wurde – allen planerischen Absichten Le Corbusiers zum Trotz – ein Milieu wiederhergestellt, in dem sich der Durchschnittsinder wohlfühlen pflegt: Einkaufen ist für ihn ja nicht ein simpler, unpersönlicher Vorgang, sondern ein Akt der Begegnung und der Kommunikation, der von menschlichen Kontakten, von allerlei Gesprächen und nicht zuletzt von lustvollem Feilschen begleitet ist. Feilschen aber ist nur dort sinnvoll, wo die Konkurrenz Karren an Karren oder Zelt an Zelt steht.

- Was, drittens, den eigentlichen *Wohnungsbau* anbelangt, so entsprachen die Chandigarh-Bauten ebenfalls keineswegs den Erwartungen der späteren Bewohner. Zwar gab es hier allerlei Annehmlichkeiten, angefangen vom verdeckten Abwassersystem bis hin zur Toilette mit Wasserspülung. Im übrigen aber zeigten sich auch hier schon bald an allen Ecken und Enden soziokulturelle Defizite.

Bei der Anordnung der Fenster beispielsweise war nicht auf das familiäre Intimitätsbedürfnis Rücksicht genommen worden. Fenster zum Innenhof wären den Be-

wohnern hochwillkommen gewesen; stattdessen aber wurden die Öffnungen vor allem nach außen gelegt, um so Kontakte mit der Nachbarschaft zu vermitteln. Da die Bewohner solche Außenkontakte aber eher zu vermeiden pflegen, gingen sie dazu über, die oft zimmerhohen Fenster zur Straße hin entweder farbig zu verglasen oder die Mauerdurchbrüche überhaupt zu verstellen und zuzukleben.

Auch an der Verteilung der Räume wurden Änderungen vorgenommen. Ein Europäer, vor allem ein Deutscher, wünscht sich möglichst viele Zimmer, in denen er allein und „ungestört“ sein kann – eine typisch individualistische Einstellung. Gewünscht wird hier außerdem ein besonderes Speisezimmer, vor allem, wenn häufig Gäste zu empfangen und Besucher in „formellen“ Räumen zu bewirten sind.

In Chandigarh dagegen wollten die Familienmitglieder gerne in möglichst wenig Räumen zusammenleben: lieber ein größerer Raum, in dem alle zusammen kommunizieren können als mehrere kleine Räume. Indische Familien lieben es beispielsweise, zusammen in der Küche zu speisen. Chapati, das indische Leibgericht, das gleichsam frisch vom Herd weg verzehrt wird, kann von der Hausfrau und Köchin nur dann gemeinsam mit anderen eingenommen werden, wenn die Familie eben auch unmittelbar neben der Kochstelle ißt. Beschränkt sich die Küche dagegen lediglich auf eine Nische, so wird die „Normalität“ zerrissen. Die Hausfrau verrichtet dann möglichst viele Arbeitsvorgänge im benachbarten Eßraum und benutzt die Arbeitsfläche in der eigentlichen „Küche“ allenfalls noch als Abstellraum.

Auch mit den häufig bis zu drei Schlafzimmern ging schnell eine eigenartige Veränderung vor sich: Die Eltern ließen sich nämlich in Raum 1, die oft bis zu vier Kinder in Raum 2 nieder, während das Schlafzimmer Nr.3 unbenutzt blieb – ein für Europäer nur schwer verständliches Verhalten, das sich aber wiederum aus dem Bedürfnis nach familiärer Intimität erklärt: macht nichts, wenn es eng wird, Hauptsache, man geht in der Familie auf!

Nicht berücksichtigt hatten die europäischen Architekten außerdem die religiösen Bedürfnisse: Nirgends im Haus gab es beispielsweise eine verschließbare Nische für den Familienaltar; kein Wunder also, daß nicht wenige Familien ihre eingebauten Kleiderschränke in Familienaltäre umfunktionierten und ihre Kleider außerhalb der Schränke, z.B. an eingeschlagenen Haken aufhängten oder daß sie sie vor den Wänden stapelten.<sup>9</sup>

### 7.1.1.3

#### Gibt es noch die Wahl zwischen Tradition und Verwestlichung?

Das Beispiel Chandigarh hat gezeigt, wie sich selbst modern ausgerichtete Inder, die als Verwaltungsbeamte in die neue Provinzhauptstadt umgezogen sind, nach wie vor altüberkommenen Traditionen verpflichtet fühlen.

Vor Beobachtungen dieser Art könnte man nun freilich – ganz auf die antihistorizistische Linie vieler moderner Architekten fixiert – einfach die Augen verschließen und das Postulat aufstellen, daß angesichts radikaler Veränderungen des modernen Lebens die Spuren der Tradition

<sup>9</sup>Zum Thema vergl. auch Brent C. Brolin, *Das Versagen der modernen Architektur*, Frankfurt, Berlin, Wien 1980; Le Corbusier, *Ausblick auf eine Architektur*, Berlin 1963; Taylor, N., „The Failure of Housing“, *Architectural Review* 142, 1967, S.341-359.

unaufhaltsam gelöscht würden, auch wenn dieser Prozeß noch ein oder zwei Generationen dauern sollte, und daß angesichts dieser Unausweichlichkeit lieber ein Ende (der Tradition) mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende anzustreben sei.

So zu denken hieße allerdings, die Tradition nicht nur der Architektur, sondern der gesamten Überlieferung eines Kulturkreises in Frage stellen – mit fatalen Folgen: Je vehementer nämlich das Alte hinausgedrängt wird, um so hartnäckiger meldet es sich erfahrungsgemäß wieder zu Wort. Das noch vor wenigen Jahren von Fukuyama so lautstark verkündete „Ende der Geschichte“ ist, wie die überall neu hervortretenden „Mininationalismen“ und „Fundamentalismen“ zeigen, noch lange nicht in Sicht! Vielmehr verlangt Globalisierung in einem gleichsam dialektischen Prozeß nach verstärkter Regionalisierung, wenn nicht Lokalisierung.

Ganz in diesem Sinne dürfte sich langfristig sogar das moderne Hochhaus mit bestimmten soziokulturellen Bedürfnissen aussöhnen.

Dies wurde bereits im Chandigarh-Kontext genügend deutlich: im Mittelpunkt verharrte dort – aller „modernen“ Baugesinnung zum Trotz – die indische Familie, deren Zusammenhalt durch beträchtliche Zentripetalendenzen gekennzeichnet ist und die sich, wo immer möglich, auf sich selbst konzentriert, wobei Enge und Unabgeschlossenheit der Räume gerne in Kauf genommen werden.

Ähnliche Entwicklungen dürften sich auch im mekafunkuzianischen Kulturkreis herausbilden, selbst wenn dieser Prozeß noch einige Zeit in Anspruch nimmt. Auch hier stehen ja familieninterne Bindungen hoch im Kurs – und verlangen als solche nach Bestätigung – und zwar auch im Wohnungswesen und in der Architektur.

Als klassische Ausdrucksform chinesischer Wohnkultur können die Beijinger „Hofhäuser“ (*siheyuan*) gelten; typisch für diese „Höfe der Vierfachen Eintracht“, wie die Übersetzung des Begriffs wörtlich lautet, waren ebenerdige Bauten, die sich um einen viereckigen Hof herum gruppierten, graue Mauern und hohe Ziegeldächer, geschwungene Traufen, rotgestrichene Türen und überdachte, den Innenhöfen vorgelagerte Korridore. Die Hofhäuser glichen kleinen Festungen, insofern sich sämtliche Fenster nur zum Innenhof hin, nicht jedoch nach außen zur *hutong*, d.h. zur „Gasse“ öffneten. Dort zeigten sie sich sogar höchst abweisend.

Noch zur Zeit der Ausrufung des Neuen China im Jahr 1949 bestand ganz Beijing fast nur aus Hofhausansammlungen. Seit den 80er Jahren jedoch ist die Stadt immer mehr in die Höhe gewachsen – mit der Folge, daß viele einstige Hofhaus- nun zu Hochhausbewohnern geworden sind, ohne sich in der neuen Umgebung allerdings sonderlich wohl zu fühlen. Eine Umfrage aus dem Jahr 1989 brachte zutage, daß nur 28% dieser Wohnungswechsler ihre neuen Behausungen zu schätzen wissen (und zwar wegen der Sauberkeit, der Helligkeit und wohl auch der Kontrollfreiheit), während die anderen den einstigen nachbarlichen Kontakten in den Hofhausquartieren nachtrauern. Abgeschlossenheit nach außen mit vielen Kommunikationsmöglichkeiten nach innen – dies etwa wären die beiden Hauptforderungen, die von jedem „chinesischen Architekten“ gerade im Hochhausmilieu zu beachten wären, damit sich die Bewohner nicht auch weiterhin gegeneinander abgeschottet fühlen.

Japanische Architekten, die der Zeit weiter voraus sind als ihre Kollegen aus anderen asiatischen Ländern, beginnen Forderungen dieser Art bereits zu beherzigen:

Tokyo beispielsweise setzt mittlerweile auf gigantische Wohntürme, u.a. auf Gebäude für rund 100.000 Bewohner, die bis zu 1000 m hoch sein und eine Nutzfläche bis zu möglichst 10 qkm aufweisen sollen. Zwischen Büro und Wohnung, zwischen Kino und Einkaufszentrum sollen überall möglichst kurze Wege verlaufen, so daß Streß, Stau und Smog vermindert werden. Die Architekten erwarten sich von dieser neuen „Stadt im Wohnturm“ ein völlig neues Ambiente,<sup>10</sup> das bei genauerem Hinsehen allerdings eher einem aus der Vergangenheit zurückgeholtens Lebensgefühl ähnelt. Lebt man hier doch nicht mehr – wie in einem westlichen Hochhaus – isoliert, sondern in ständiger Begegnung und immer auf Tuchfühlung mit anderen. Vom alten Dorf unterscheidet sich der neue Wohnturm vor allem durch ausgefeilte Technik, nicht zuletzt durch ökologische Vorrichtungen, die alles ermöglichen – vom Energiesparen bis hin zum Stoffrecycling.

Während Tokyo himmelwärts strebt, sucht Singapur sein Heil sowohl in „luftigen“ Wohntürmen als auch im Untergrund – und plant ganz in diesem Sinne ein nahtloses Tunnelsystem für Autos und Bahnen, das sämtliche Ministerien, Büros, Einkaufszentren und Schulen sowie Wohnburgen miteinander kurzschließt. Auch hier soll – bei aller Modernität – die Begegnung nicht zu kurz kommen, sondern Verhältnisse „rekonstruieren“, wie sie einst auf den Dörfern bestanden haben.

Auch modernste Architektur ist also keine Einbahnstraße, die geradewegs aus der Tradition hinausführen müßte!

## 7.1.2 Urbanisierung

### 7.1.2.1 Das Gesicht der altasiatischen Stadt

Geschichtlich gesehen hat es „Großstädte“ in Asien wesentlich früher gegeben als in Europa, ob man nun an die frühen Indus-Kulturen von Harappa und Mohendjo Daro denkt – oder an Altchina: prämoderner Urbanismus ist ohnehin weitgehend identisch mit chinesischer Stadtgeschichte. 2000 Jahre lang waren zumindest ein Drittel, wenn nicht die Hälfte aller Stadtbewohner dieser Erde Chinesen gewesen, wobei mit „Städten“ hier Ansiedlungen von über 10.000 Menschen gemeint sind.

Erst nach 1800 begann Europa langsam aufzuholen und jene modernen Großstädte zu entwickeln, die nicht nur quantitativ alles Bisherige in den Schatten stellten, sondern die auch qualitativ noch nie Dagewesenes in die Welt brachten, sei es nun die Polarisierung von privater und öffentlicher Sphäre sowie die Entstehung eines umfangreichen tertiären Berufslebens, das alles bisherige „Ackerbürgertum“ in unendliche Ferne rücken ließ, sei es die Geburt von Produktionsstätten, die nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern hauptsächlich für die Nachfrage von außen arbeiteten und damit frühere Vorstellungen von „Konsumenten-Städten“ in Vergessenheit geraten ließen, oder sei es die Trennung von Wohn- und Arbeitsstätten, die Verkleinerung der Familie auf zumeist zwei Generationen, die immer rationellere Bewältigung von Lebensproblemen und nicht zuletzt die hohe Mobili-

<sup>10</sup>AW, 25.10.96, S.51.

tät sowohl in vertikaler (Berufsleben) als auch in horizontaler (geographischer) Richtung.

Es liegt auf der Hand, daß eine Bevölkerung, die solchen Urbanisierungsprozessen über einen längeren Zeitraum hinweg ausgeliefert ist, viele jener Gewohnheiten und Überzeugungen zu ändern beginnt, die auf den Dörfern noch selbstverständlich gewesen waren.

An den meisten der oben aufgezählten Merkmale hatte es in der traditionellen asiatischen Stadt durchaus gefehlt: urbane Ansiedlungen waren dort in aller Regel reine „Konsumentenstädte“ gewesen und hatten vor allem als Niederlassung der weltlichen oder geistlichen Bürokratie gedient, in deren Umfeld sich wiederum Handwerker, Künstler und Kaufleute anzusiedeln pflegten, die – nach hierarchischen Gesichtspunkten verteilt – im Weichbild der Städte lebten.

Darüber hinaus hatte es in traditionellen asiatischen Städten keine Trennung von privater und öffentlicher Sphäre gegeben: das Mandarinat, die Prijaji-Elite oder die Angehörigen des Sangha lebten vielmehr in ihren Residenzen und Klöstern, wobei Wohn- und Wirkungsstätte zumeist identisch waren.

Auch von einer Schrumpfung auf die „Kernfamilie“ konnte in diesen Städten nicht die Rede sein. Vielmehr hatten vor allem die Beamtenfamilien immer wieder versucht, Vier-Generationen-Familien unter einem Dach zusammenzuhalten.

Den Funktionen traditioneller Städte sollte auch das Anlageschema entsprechen:

- Angkors Mauern und Wassergräben beispielsweise wurden jenen konzentrisch angeordneten sieben Meeren und sieben Ländern nachempfunden, die dem hinduistischen Weltbild entsprechen – und in deren Mitte der zentrale Götterberg, der *Meru*, emporragte.

- Die Chinesen richteten ihre tausendjährige Hauptstadt Chang'an demgegenüber nach dem ehrwürdigen Schachbrettmuster aus, das dem „kosmischen Diagramm“ des heiligsten Luo-Dokuments entsprach und dessen Felder wie der Panzer einer Schildkröte angeordnet waren. Die Stadtmauern waren also im Quadrat anzulegen und die Straßen exakt in Nord-Süd- und Ost-West-Richtung zu führen. Ein weiteres Merkmal war die hierarchische Verschachtelung: aus der Ming-Zeit stammt das im heutigen Beijing noch erkennbare Schema von Äußerer Stadt, Innerer Stadt, Kaiserstadt und Verbotener Stadt.

- Manchmal gab es auch Abweichungen von diesen ringförmigen oder quadratischen Grundrissen, so z.B. in der heutzutage von Touristen überfluteten nepalesischen „Stadt der Frommen“ (Bhadgaon oder Bhaktapur), die von den Herrschern des 9. Jh. zu Ehren Vishnus in Form eines Muschelhorns angelegt wurde und auch in ihrer heutigen Ost-West-Ausdehnung immer noch die Doppel-S-Form erkennen läßt. Zusätzlich spiegelte sich die Kasten-Hierarchie in der Stadtarchitektur wider, insofern die Angehörigen der Oberkasten in mehrstöckigen Häusern lebten – eine im übrigen Asien nicht gerade häufig anzutreffende Bauweise.

Verständlich, daß angesichts des Vorherrschens „kosmischer“ Bauregeln nirgends im traditionellen Asien eine europäische Baugesinnung aufkommen konnte: repräsentative Marktplätze, Patrizierhäuser, Hallenkirchen und Rathäuser, wie sie als Symbole selbstbewußten Bürgertums in den mittelalterlichen europäischen Städten so selbstverständlich waren (und bis heute sind!), wird man

in Asien vergeblich suchen. Schon die Frage eines naiven Touristen nach der Stadtmitte bringt nahezu jedermann in Verlegenheit, auch wenn er die Stadt wie seine Hosentasche kennt.

Noch im traditionellen Asien wäre eine solche Verlegenheit kaum aufgekommen, da die „Mitte“ hier jeweils klar bestimmt war. In Chang'an oder im Beijing der Ming-Zeit war die eigentliche Mitte selbstverständlich der Kaiserpalast, in Angkor der dem Avalokiteshvara geweihte Bayon-Tempel und in Bhaktapur der Vishnu-Bezirk. Diesen Mittelpunkt freilich kann ein westlicher Tourist doch unmöglich meinen; worauf zielt seine Frage also ab? Im Zweifel wird er deshalb auf einen der großen Märkte, auf den einen oder anderen Tempel oder auf ein Museum verwiesen.

### 7.1.2.2

#### Entwicklungsvariante 1: „Verwestlichungs“-Zwänge?

##### 7.1.2.2.1

#### Verstädterung im Schnellzugtempo

Noch im Jahre 1960 lebte kaum ein Viertel aller Asiaten in Städten – in Bangladesh waren es beispielsweise 5%, in Laos 8%, in Thailand 13%, in Vietnam 15%, in Sri Lanka und in Indien 18%, in China 19% und in Pakistan 22%.

40 Jahre später, nämlich im Jahre 2000, dürften sich die Verstädterungsanteile in vielen Ländern z.T. mehr als verdoppelt haben. Der Sprung läßt sich in Südkorea beispielsweise von 28% auf 86% hochrechnen, in Malaysia von 27% auf 58%, auf den Philippinen von 30% auf 59%, in Indonesien von 15% auf 40%, in China von 19% auf 35%, in Indien von 18% auf 29% und sogar in Laos von 8% auf 25%.<sup>11</sup>

Nicht nur die Verstädterung erfolgt im Schnellzugtempo, sondern auch die Entwicklung von Großstädten mit einer Bevölkerung von über 750.000 Einwohnern. In nicht wenigen asiatischen Staaten lebte schon Mitte der 90er Jahre mehr als die Hälfte der Bevölkerung in solchen Großansiedlungen – in Singapur und Hongkong sowieso, aber auch in Südkorea (65%), in Thailand (57%) und in Bangladesh (52%) sowie (fast auch) in Pakistan (49%).<sup>12</sup>

Was das Tempo der Vergrößterung angeht, so kann sich Asien zwar nicht mit Afrika messen (in Burkina Faso wächst die städtische Bevölkerung allein im Zeitraum 1994 bis 2000 um +8%, in Mozambique um +7,4% und in Burundi um +6,7%), doch stellen die asiatischen Megastädte an schierer Quantität ihre afrikanischen Äquivalente weit in den Schatten.

Unter den asiatischen Metropolen ist in den letzten Jahren (1950-95) die bengalische Hauptstadt Dhaka am raschesten gewachsen, nämlich um 5,74% pro Jahr; 1995 hatte sie eine Einwohnerschaft von 7,8 Mio. Menschen.<sup>13</sup>

Unter den 20 am meisten „explodierenden“ Megastädten der Welt befanden sich im Zeitraum 1990 bis 1995 nicht weniger als 12 asiatische Metropolen, von denen wiederum die Spitzenreiter – von Jakarta abgesehen – bezeichnenderweise in Südasien lagen, nämlich Dhaka (wie erwähnt: 5,74%), Karachi (+4,2%), Bombay (+4,2%) und Delhi (+3,8%). Auf den Plätzen 3 bis 8

<sup>11</sup> UNDP, „Bericht über die menschliche Entwicklung 1996“, Bonn 1996, S.206 f. und UNDP, „Bericht 1997“, Bonn 1997, S.222 f.

<sup>12</sup>Ebd.

<sup>13</sup>Ebd., S.207, 223.

folgten südost- und ostasiatische Metropolen, nämlich Jakarta (+4,3%) und Metro-Manila (+3,0%), denen wiederum einige ostasiatische Städte dicht auf den Fersen waren, nämlich Tianjin (+2,9%), Beijing (+2,6%) und Shanghai (+2,3%). Auf den weiteren Plätzen folgten Seoul (+1,9%) und Tokyo (+1,4%).

Bei manchen Städten, die möglicherweise noch rascher wachsen als die hier aufgeführten Metropolen, lassen sich genaue Bevölkerungszahlen schon gar nicht mehr festmachen, so z.B. im Falle des javanischen Surabaya, das mit zu den schnellstwachsenden Städten des indonesischen Subkontinents gehört und dem sich – nach Geschwindigkeit bemessen – möglicherweise nur noch das nordsumatranische Medan zugesellen kann. Explosiv vollzieht sich die Bevölkerungsvermehrung auch in der zentralvietnamesischen Hafenstadt Da Nang sowie im südvietnamesischen Saigon/Ho-Chi-Minh-Stadt, das mittlerweile rund 4 Mio. Menschen beherbergt, in dem sich aber möglicherweise bereits weit über 6 Mio. Menschen zusammenballen.

Im bevorstehenden Vierteljahrhundert (gerechnet von 1995 an) vollzieht sich auf dem Kontinent aller Voraussicht nach ein abermaliger Urbanisierungssprung. Von den 15 „Megastädten“ des Jahres 2010 (mit einer Einwohnerschaft von über 10 Mio. Menschen) dürften dann 11 allein in Asien liegen, nämlich (in Einwohnerzahlen von 1995): Tokyo (25), Shanghai (15,1), Bombay (15,1), Beijing (12,4), Kalkutta (11,7), Seoul (11,6), Jakarta (11,5), Karachi und Delhi (je 9,9) sowie Metro-Manila (9,3).

Auf jeden Europäer, der in eine Stadt umzieht, treffen dann 23 Asiaten, die dasselbe Ziel verfolgen.

Selbst in einem noch vor wenigen Jahren höchst bäuerlich ausgerichteten Land wie Malaysia vollzieht sich die Urbanisierung in Riesensprüngen. So geht beispielsweise der Siebte Malaysiaplan für den Zeitraum 1996 bis 2001 davon aus, daß bis zum Jahr 2001 60% der malaysischen Bevölkerung (dies sind dann 13,5 Mio. Menschen) in städtischen Siedlungen leben. Die Zahl der größeren Ortschaften („towns“), die als Städte gelten („defined as urban“), hat von 67 im Jahre 1980 auf 129 im Jahre 1991 zugenommen. Im gleichen Zeitraum ist der Anteil der Städte, die in Zentren mit über 100.000 Menschen leben, von 63,8 auf 66,4% angestiegen.<sup>14</sup>

Diese Entwicklung spiegelt im Kleinen wider, was die Habitat-II-Konferenz der UNO (in Istanbul Anfang Juni 1996) im Großen prognostiziert hatte, daß nämlich die Zahl der Stadtbewohner bis zum Jahre 2025 sich weltweit auf 5 Mrd. verdoppeln werde. Ausgerechnet in den ärmeren Ländern lebten dann 80% der Bevölkerung in Städten, u.a. auch auf dem asiatischen Kontinent.<sup>15</sup>

Die Urbanisierungsexplosion ist vor allem eine Folge der Landflucht, die in Asien gigantische Ausmaße angenommen hat. Noch 1970 gab es auf dem Kontinent lediglich 9 Konglomerationen mit über 5 Mio. Menschen, nämlich Tokyo, Kalkutta, Bombay, Shanghai, Chongqing, Beijing, Manila, Bangkok und Jakarta; 20 Jahre später aber hatte sich diese Zahl bereits mehr als verdreifacht – gab es doch jetzt bereits 31 Megalopolen – ohne daß ein Ende dieses Wachstumsprozesses abzusehen wäre: Bis zum Jahre 2020 leben vermutlich bereits 2,4 Mrd. Menschen, d.h. über die Hälfte der bis dahin zu erwartenden

asiatischen Bevölkerung, in Millionenmetropolen. Wie drastisch die Verstädterung in den vergangenen Jahren vorangeschritten ist, läßt sich vor allem anhand eines 20-Jahre-Vergleichs – zwischen 1975 und 1994 – illustrieren: so lebten beispielsweise in Südkorea 1975 lediglich 48% der Bevölkerung in Städten, 1994 aber waren es bereits 74%. In Bangladesch lautete dieses Verhältnis 9:17, in Indien 21:26, in China 17:28, in Indonesien 19:32, in Malaysia 31:44, auf den Philippinen 36:44 und in Thailand 15:35.

Lediglich in Kambodscha, in Myanmar und in Vietnam hatte sich die Landflucht in bescheideneren Grenzen gehalten.<sup>16</sup> In China ist der Sprung um immerhin gleich 11% deshalb so bemerkenswert, weil noch im „Zeitalter Mao Zedongs“ (d.h. bis 1976) ein Verlassen der Dörfer systematisch verhindert worden war, bis dann mit einem Mal auch hier die Dämme brachen.

Warum hat sich die Landflucht in einen so alles mitreisenden Strom verwandelt?

Der Hauptgrund für die Attraktivität der Städte liegt schlicht in der Tatsache, daß sich ja nur dort Arbeitsplätze finden lassen, die eine über das bäuerliche Minimum hinausgehende Einkommenshöhe verheißen. Obwohl beispielsweise in Metro-Manila „nur“ 13% der philippinischen Bevölkerung leben, erwirtschaftet dieser Standort 46% des philippinischen BIP; kein Wunder, daß auch das Pro-Kopf-Einkommen in Manila mehr als doppelt so hoch ist wie das nationale Durchschnittseinkommen (1996: 1.140 US\$ im gesamten Land, 2.640 US\$ in Manila). Ähnlich liegen die Verhältnisse in Thailand: obwohl im Großraum Bangkok nur 10% der Thais leben, entstehen hier 40% des BIP. Shanghai ist die Heimat von rund 1% der chinesischen Bevölkerung, erwirtschaftet aber 4,3% des nationalen BIP, stellt 12% der Industrieprodukte her und sorgt (allerdings ohne Hongkong) für 11% der Finanzdienstleistungen.

Da die Städter besser verdienen als die Landbewohner, leisten sie sich auch viele jener Konsumgüter, von denen ein Bauer nur träumen kann, angefangen von elektrischen Haushaltsgeräten über Klimaanlage bis hin zu Privatautos.

Da das Ende solcher Gefällestufen noch auf Jahre hinaus nicht absehbar ist, dürfte auch die „Explosion der Städte“ noch weit bis ins 21. Jahrhundert hinein andauern.

#### 7.1.2.2.2

#### Zwischen Metropole und Miseropole: Die Folgen der Urbanisierungsexplosion

Bauwut, Infrastrukturengpässe und Verelendung sind die drei Hauptfolgen des hastigen Urbanisierungsprozesses.

Die erste Stadt Asiens, die einem wahren Aufbautaukel zum Opfer fiel, war Hongkong, das denn auch sogleich für viele andere Staaten zum Vorbild, ja zum Maß aller Dinge wurde. Vor allem in den 70er und 80er Jahren begannen hier überall chromglänzende oder glasverspiegelte Wolkenkratzer aus dem Gewirr der bescheidenen Traditionssiedlungen und der früheren kolonialen Baumasse herauszuschießen. In den 80er und 90er Jahren kamen noch Megaprojekte der Infrastruktur hinzu, sei es nun das fast 40 km lange U-Bahnnetz, der neu aufgeschüttete Hafenbereich, eine zweite Untertunnelung zwischen Kowloon und der Insel Hongkong und nicht zuletzt der neue

<sup>14</sup>ST, 4.10.95, SOAa, 1996/1, Ü 45.

<sup>15</sup>Habitat-II-Bericht in: DW, 4.6.96, vgl. auch Eugene Linden, „The Exploding Cities of the Developing World“, in: *Foreign Affairs*, 1996, Vol.75, Nr.4, S.52-65.

<sup>16</sup>Zahlen: *Key Indicators of Developing Asian and Pacific Countries*, ADB, 1995, S.6.

Flughafen auf der Insel Chek Lap Kok (Mandarin: *Jiao Li Chi*, wörtl.: „auf der Ecke stehendes Zinnoberrot“), der auf eine Gesamtleistung von jährlich 50 Mio. Passagieren ausgelegt und mit hochleistungsfähigen Verkehrsverbindungen versehen wurde. Die Lantau-Bridge wurde auf zwei Ebenen für eine sechsspurige Autobahn und für eine Zughochgeschwindigkeitstrasse ausgelegt – und stellte am Ende mit ihren 1370 m Länge selbst die Golden Gate Bridge von San Francisco in den Schatten.

Kein Wunder, daß der Virus der Hongkongisierung auch andere Städte erfaßte und sie mit in seinen Bann zog:

Bangkok, einst eine Fischer- und Kaufmannssiedlung am sumpfigen Ufer des Menam-Stroms, hat sich mittlerweile ebenfalls eine imposante Skyline zugelegt, die zur traditionellen Stadtanlage geradezu auf Gegenkurs gegangen zu sein schien.

In Singapur wurden Gebäude, die noch in den 70er Jahren das Stadtbild beherrscht hatten, längst von doppelt so hohen Giganten in den Schatten gestellt. In Kuala Lumpur entstand in Gestalt des Petronas Twin Tower das höchste Gebäude der Welt, ohne daß „K.L.“ damit allerdings auch nur im geringsten an Urbanität hinzugewonnen hätte.

Selbst eine „alternde Schönheit“ wie Hanoi, deren traditionelles Stadtbild sich in Zeiten bedrückender Armut jahrzehntelang hatte erhalten können, wurde in den 90er Jahren von immer hongkongartigeren Monstern verunziert.

Und China? In Shanghai wächst, und zwar im Bereich des Pudong-Viertels, eine gigantische Retortenstadt heran. Selbst das altherwürdige Beijing, das bei Ausruhm der Volksrepublik China im Jahre 1949 noch aus 17 qkm flach gebauten „Hofhaus“- (*siheyuan*) –Arealen bestanden hatte, ist längst nicht mehr wiederzuerkennen: Einerseits hat sich die frühere 1,7-Mio.-Stadt in eine 12-Mio-Metropole verwandelt, zum anderen sind die einstigen Mauern niedergelegt, die Straßen verbreitert und vor allem die Gebäude immer höher in den Himmel getürmt worden. Noch in den 60er Jahren war der höchste Punkt Beijings der Aussichtsturm des Ewigen Frühlings auf dem 45 m hohen Kohlehügel gleich hinter dem Kaiserpalast. In den 70er Jahren war dieser Gipfelpunkt durch den 82 m hohen neuen Flügel des Beijing-Hotels abgelöst worden. Zu Beginn der 90er Jahre sah sich aber auch dieser einstige Scheitelpunkt von anderen Bauwerken längst in den Schatten gestellt, nämlich von den über 200 m hoch aufragenden Türmen des Jinguan-Zentrums sowie des „China World Trade Center“. Bisheriger „Höhepunkt“ im doppelten Sinne des Wortes ist der 1992 errichtete 405 m hohe CCTV (China Central Television)-Tower am „See des 1. August“. Außerdem sind mittlerweile über 2.000 Hochhäuser mit 20 bis 30 Stockwerken in den Himmel gewachsen.

Gleichzeitig begannen die Straßen breiter zu werden. An einigen Stellen der Hauptstadt wurden die alten einspurigen Straßen durch Sechsspurbahnen und durch vier Ringstraßen ersetzt. Zehn Autobahnen vernetzen Beijing mit den Städten Tianjin, Shijiazhuang und dem Vorortkreis Miyun. Im Dezember 1991 wurde die Xixiang-Autobahn im südwestlichen Stadtteil Beijings eröffnet – das größte Straßenprojekt in der 3000-jährigen Geschichte der Hauptstadt.

Angesichts der rastlosen Bautätigkeit und des immer knapper werdenden Bodenangebots ging der Städtebau während der 90er in den „Untergrund“. Dort waren bereits in den 70er Jahren zwecks „Vorbereitung auf den Verteidigungsfall“ riesige Luftschutzbunker und eine eher strategischen Zwecken dienende U-Bahn angelegt worden, die, zusammen mit unterirdischen Lagerstätten, Ladepassagen und Geschäftsstraßen den Ausgangspunkt für neue Überlegungen lieferte. Um hier das Tor zu einer neuen architektonischen Zukunft nicht vorzeitig wieder zu verschließen, erließ das Aufbauministerium 1997 „Bestimmungen über die Erschließung und Nutzung des unterirdischen Raums in den Städten“, um auf diese Weise die verschiedenen bis dahin unkoordiniert nebeneinander her arbeitenden Verwaltungen, angefangen von der U-Bahn-Gesellschaft über die Wasser- und Gasbehörden bis hin zur Zivilluftschutzabteilung gegenseitig kurzzuschließen.

Das „Abtauchen“ chinesischer Stadtteile in die Tiefe war mit der Hoffnung verbunden, daß auf diese Weise der „Bodenverschwendung“ Einhalt geboten und daß nicht zuletzt auch der Wucherungsprozeß von Städten wie Jakarta, Bangkok oder Bombay vermieden werden sollte, die bei ihrer Ausbreitung Jahr für Jahr bis zu 5.000 ha an bauerlichem Umland zu verschlingen pflegen.

Auch die Infrastruktur wurde in den meisten asiatischen Großstädten innerhalb weniger Jahre im Eiltempo vorangetrieben: Thailand vergrößerte sein Telefonnetz beispielsweise zwischen 1975 und 1990 um beinahe 500%; Indonesien baute sein Straßensystem im gleichen Zeitraum auf die fünffache Länge aus und Malaysia konnte seine Elektrizitätsproduktion in derselben Zeitspanne versiebenfachen.

Neben den Hochbauten florierten vor allem der Flughafenbau. Das Maß aller Dinge lieferten hier zwei Vorbilder, nämlich der bereits erwähnte neue Airport von Hongkong sowie der Kansai International Airport, der auf einer gigantischen Meeresaufschüttung im Küstenbereich vor Osaka entstanden ist.

Erst die Asienkrise von 1997 ließ deutlich werden, daß sich einzelne asiatische Volkswirtschaften mit den neuen Vorhaben bei weitem übernommen – und auf Pump gebaut hatten. Sobald die Krise überwunden ist, also etwa um das Jahr 2000, dürfte aber eine weitere Welle von Neubauten einsetzen, nicht zuletzt auf der Basis von BOT-Modellen.

Der rasche Urbanisierungsprozeß hat freilich nicht nur Projekte mit Oberflächenglanz hervorgebracht, sondern auch „Miseropolen“ heranwachsen lassen.

Besonders deutlich wird dies bei den Verdichtungen, die streckenweise beängstigende Ausmaße annehmen: auf den Philippinen lebten beispielsweise 1996 pro Quadratkilometer 229 Menschen, in Manila aber 14.863. Kein Wunder, daß die meisten asiatischen Millionenstädte, die sich ähnlich ausgewachsen haben wie Manila, schon heute infrastrukturell hoffnungslos überlastet sind, sei es nun im Bereich des Verkehrs (die Mißstände in Bangkok sind fast schon sprichwörtlich!), sei es bei der Stromversorgung oder aber bei den Schul- und Gesundheitseinrichtungen.

In Metro-Manila, wo es 1995 ohnehin bereits 1,6 Mio. Autos gegeben hatte, kommen seither jeden Tag 400 Neuzulassungen hinzu. Kein Wunder, daß das Tempo im Straßenverkehr immer mehr gegen Null tendiert – und daß damit gleichzeitig auch die Luftverschmutzung zunimmt.

Nach Schätzungen der Asiatischen Entwicklungsbank von 1996 wären schon heute 280 Mrd. US\$ pro Jahr nötig, um die neuen Mega-Ansiedlungen in Asien mit Trinkwasser, Kanalisation, öffentlichen Verkehrsmitteln und Wohnungen zu versorgen – eine Summe, die von den lokalen Behörden auch nicht annähernd aufzubringen ist. Auch das „Recht auf menschenwürdige Wohnungen“, wie es von der Habitat-II-Konferenz gefordert wurde, scheint in immer weitere Ferne zu rücken.

Einige Regierungen suchen dem Problem einstweilen noch mit planerischen Methoden zu Leibe zu rücken. Der Siebte Malaysiaplan (1996-2001) faßt beispielsweise den Bau von rund 100.000 zusätzlichen Wohneinheiten pro Jahr ins Auge. Freilich müßten dafür je 2.000 ha Bauland erschlossen werden – ein Vorgang, der auf Kosten von Ackerland ginge. Zusätzlich werden Schulen, Krankenhäuser und Erholungsstätten benötigt. Überdies führt der wachsende Urbanisierungsdruck zu einer zunehmenden Belastung für die Umwelt.<sup>17</sup>

Sieht man aber einmal von Malaysia oder Singapur ab, so klafft zwischen Planungen und Umsetzung meist eine riesige Lücke: was geplant wird, bleibt nämlich oft ohne Ausführung und was ausgeführt wird, ist häufig nicht geplant. Unerledigt bleiben also beispielsweise nicht nur der Bau von Wohnungen, von Straßen und U-Bahnen sowie die Bekämpfung wachsender Kriminalität, sondern oft auch Probleme banalster Art, wie z.B. die Beseitigung von Millionen von Wassermelonenrinden an einem heißen Tag in Shanghai.

In vielen Städten Asiens wachsen aber nicht nur die Müllberge, sondern schießen auch immer mehr Shantytowns und Favelas aus dem Boden oder, besonders häufig, aus den die Stadt flankierenden Berghängen.

Zu den berühmtesten Elendsvierteln Asiens gehört der Tondo-Bezirk in Manila, dessen Bewohner es verstanden haben, aus der Not eine Tugend zu machen und Ersatzkreisläufe herzustellen, die ausschließlich durch Eigenleistung oder aber mit Hilfe von Nichtregierungsorganisationen aufrechterhalten werden und vor deren Bewältigung die staatliche Bürokratie längst die Segel gestrichen hat.

Ein anderes bekanntes NRO-Unternehmen ist das Orangi Pilot Project (OPP), das seit 1982 in Karachi betrieben wird, das sich vor allem der Hygienevorsorge widmet und das – ganz auf dieser Linie – bis Mitte der 90er Jahre auf rund 5.000 unterirdische Abwasserleitungen und Hunderte von Latrinen ausgewachsen war. Dies ist ein Ergebnis, das den Bedürfnissen von Drittweltländern weit eher entgegenkommt als die Errichtung von kostspieligen Megaprojekten. „Modernes Wohnen“ bedeutet für viele arme Bewohner Asiens ja meist nicht sehr viel mehr als eine gepflasterte Straße, ein Brunnen mit sauberem Wasser, ein Abwasserkanal, eine zementierte Latrine und ein Kleinangebot an simpler Alltagstechnologie. Trotz dieses bescheidenen Aufwands ist die Kindersterblichkeit in den ersten neun Jahren des OPP auf etwa ein Drittel der Vorprojektzeit gesunken. Orangibewohner sind statistisch gesehen nur halb so oft krank wie die Bewohner anderer Slums.

Auch die Familienplanung ist in aller Regel nur dann erfolgsversprechend, wenn sie von Nichtregierungsorganisationen in die Hand genommen wird. Die Behörden jedenfalls sind mit diesem Aufgabenbereich in al-

ler Regel genauso überfordert wie beispielsweise mit der Überwachung illegaler Zuwanderungen.

So sehr die neue städtische Umgebung auch Entfremdung mit sich bringt, weil sie die bisherigen Dorfbewohner aus ihren traditionellen Lebensformen herausreißt, so wenig zwingt sie doch andererseits zur „Verwestlichung“; denn auch in der Shantytown finden dörfliche Lebensformen einen zumindest leisen Nachklang.

### 7.1.2.3

#### Variante 2: Re-Asiatisierung? Drei Mindestvoraussetzungen

Einen Patentweg für die Ausgestaltung „der“ Zukunftstadt Asiens gibt es bisher nicht – und wird es, angesichts der so höchst unterschiedlichen Ausprägung asiatischer Subkulturen – auch in Zukunft wohl nie geben. Dies wurde nicht zuletzt bei der im Juni 1996 abgehaltenen UNO-Konferenz Habitat II deutlich, bei der die Verlegenheit der Planer nicht weniger drastisch zutage trat als ihre gleichzeitig geäußerte Sorge, daß es bereits fünf vor zwölf sei. Bis zum Jahre 2025 wird es nach Schätzungen der UNO mehr als 100 Megastädte mit jeweils über 5 Mio. Einwohnern geben. Insgesamt leben – oder hausen? – dann vermutlich 60% der Weltbewohner in städtischen Milieus – eine wahrlich beängstigende Zahl von nicht weniger als 5,2 Mrd. Menschen, von denen wiederum mehr als die Hälfte Asiaten sind.

Wie läßt sich angesichts solcher quantitativer Herausforderungen noch Daseinsvorsorge betreiben? Licht und Dunkel liegen hier offensichtlich dicht beieinander: von den Optimisten wird die moderne Megastadt als Saatbeet für Innovationen und Wachstum, von den Pessimisten dagegen als unregierbares Monstrum und als Kloake gesehen.

Beide Möglichkeiten zeichnen sich auf dem Kontinent Asien übrigens schon heute in Umrissen ab: Städte wie Tokyo, Singapur, Osaka, Sendai, Hongkong, Chiangmai oder beispielsweise Georgetown sind, wie unten 7.1.2.3.3 noch näher auszuführen, längst zu urbanen Ansiedlungen mit Lebensqualität eigener Art geworden.

Auf der anderen Seite gibt es Metropolen wie Jakarta, wo vor allem die negativen Aspekte zutage treten. Die Stadt ist durchzogen von 15 Flüssen und Bächen, die alle mit einer undefinierbaren braunen und faulig riechenden Flüssigkeit gefüllt sind. Jakarta, das seinen Namen („vollendeter Sieg“) seit einer Schlacht von 1527 trägt, war dreieinhalb Jahrhunderte lang Nebensiedlung des von den holländischen Kolonialherren erbauten Batavia gewesen. 1958 zählte die in Jakarta zurückbenannte Stadt lediglich 2 Mio. Einwohner, heute dagegen 10, möglicherweise aber auch 15 Mio. Menschen. Noch Mitte der 80er Jahre gab es dort gerade einmal rund 600.000 zugelassene Autos, heute dagegen sind es um die 3 Mio. Während die Zahl der Pkws jährlich um 14% wächst, nimmt die der neuen Straßenkilometer lediglich um 4% zu. Läßt die neue Skyline – von vorne besehen – an Hongkong oder Singapur denken, so werden hinter den Fassaden sogleich die Defizite sicht- und riechbar: der Müllabfuhr fehlen etwa 12.000 Müllmänner, die Hotels sind auffälligerweise alle an Flüssen und Bächen entlang aufgereiht, und sauberes Wasser, das in 20-l-Ballons lastwagenweise aus den Bergen herangeschafft wird, kostet schon fast so viel wie Benzin.

<sup>17</sup>ST, 4.10.95, SOAa, 1996/1, Ü 45.

Was läßt sich in dieser Situation unternehmen, um die Stadt wieder lebenswert – und vielleicht sogar wieder ein wenig „asiatischer“ werden zu lassen?

Zumindest drei Bedingungen müssen hier erfüllt werden, die sich mit den Stichworten Dezentralisierung, Regulierung und „Begegnung“ kennzeichnen lassen.

#### 7.1.2.3.1

#### Dezentralisierung: Prophylaxe gegen Megastädte und Megaprobleme

Am wichtigsten ist hier, erstens, die Dezentralisierung, die in verschiedenen Formen erfolgen kann:

Da ist einmal (a) die Verteilung der Bevölkerung und der infrastrukturellen Einrichtungen auf *mehrere* Metropolen, wie es beispielsweise in Südkorea geschehen ist, wo neben der 10-Mio.-Stadt Seoul noch fünf weitere Millionenstädte an der Entwicklung sowie an der Distribution des wirtschaftlichen Produkts teilhaben, nämlich die südliche Hafenstadt Pusan (mit fast 4 Mio. Menschen), ferner Taegu (2,25 Mio.), Inch'on (2 Mio.), Kwangju (1,2 Mio.) und Taejon (1 Mio.). Während die Hauptstadt und die übrigen Millionenstädte sich hier, in Korea, noch weitgehend die Waage halten,<sup>18</sup> sind Hauptstädte wie Manila oder Bangkok dem „Rest des Landes“ längst auf und davon geeilt. So liegt allein schon der Unterschied zwischen Bangkok (rund 6 Mio. Einwohner) und der nächstkleineren Stadt Nonthaburi (227.000) beim 26fachen, derjenige zwischen Metro-Manila (8 Mio.) und Davao (850.000) gerade einmal beim Neunfachen!<sup>19</sup> Noch größer als die rein quantitative ist die wirtschaftlich-technologische Dominanz der beiden Metropolen.

Läßt sich angesichts einer solchen „Monostruktur“ schon kaum eine Gegenbalance (wie im Falle Koreas) herstellen, so empfiehlt sich zur Dämpfung der schlimmsten Auswüchse wenigstens eine andere Form (b) der Dezentralisierung, nämlich die der *Entlastungsstadt*.

In der Tat hat sich gerade die indonesische Regierung intensiv mit dieser Variante beschäftigt und mittlerweile sieben Satellitenansiedlungen rings um Jakarta herum geplant: Bis zum Jahre 2015 sollen in Jakarta und seinen sieben Satellitenstädten an die 32 Mio. Menschen Unterkunft finden. Eine dieser neuen Entlastungsansiedlungen, Bumi Serpong Damai, soll etwa 700.000 Menschen beherbergen, im Grünen liegen und nur kurze Verbindungswege zwischen Wohnungen und Fabriken sowie Büros aufweisen.

Die Planungen zu Bumi Serpong Damai lassen deutlich werden, wie sehr die von Le Corbusier konzipierte „ville radieuse“, in der die Funktionsbereiche Wohnen, Arbeiten, Freizeit und Versorgung noch getrennt voneinander aufgebaut werden sollten, mittlerweile überholt ist. Die Stadt der Zukunft soll nicht nur nach Meinung der Habitat-II-Konferenz, sondern auch nach den Vorstellungen der meisten asiatischen Regierungen eine Stadt der kurzen Wege sein, die Wohn-, Arbeits-, Versorgungs- und Freizeitbereiche möglichst eng – und möglichst dorfähnlich – miteinander verzahnt.

Eine an Dorfidyllen erinnernde Stadt ist auch in Malaysia geplant worden: 25 km südlich von Kuala Lumpur soll der neue Regierungssitz Putrajaya entstehen – und mit ihm die erste „Öko-Stadt“ Asiens, die sich als Alter-

native zum befürchteten Erstickungschaos zu bewähren hat: mit Wohnungen für 250.000 Regierungsangestellte, denen nahegelegt wird, auf Privatfahrzeuge zu verzichten. Die Gartenstadt mit viel Grün und künstlichen Seen soll bis zum Jahre 2005 fertig sein – und ist neben einem neuen Flughafen und einem Wasserkraftwerk in Sarawak – die größte Investition Malaysias in die Zukunft.

Daneben gehört es zu den Zielen des Siebten Malaysiaplans (1996-2001), einerseits zwar die Entwicklung von Städten – und die damit verbundene Urbanisierung – zu fördern, gleichzeitig aber, wo immer möglich, der Entwicklung von Megastädten Einhalt zu gebieten.

Und Bangkok? Nachdem die Stadt jahrzehntelang keine Bausünde ausgelassen hat, sollen nun wenigstens nachträglich die Schwerpunkte durch ein leistungsfähiges Hoch- und U-Bahnsystem miteinander verbunden werden. Eine Hochbahn, die 12 m über den Straßen ins Stadtzentrum führt, ist bereits 1998 fertiggestellt worden; gleichwohl ist dies noch keine wesentliche Entlastung, da die Zahl zugelassener Autos zumindest bis zur Baht-Katastrophe von 1997 täglich um 500 Neuzugänge weiterwuchs. Bereits 1996 hatte ein Thai-Arbeitnehmer 44 Arbeitstage pro Jahr im Stau zu verbringen. Durch die neuen Hochstraßen kommt es nun allenfalls zur Halbierung der Verkehrsdichte. Ein U-Bahnsystem erscheint daher nach wie vor als unverzichtbar.

Allerdings hat eine solche Verkehrsverbesserung noch wenig mit Dezentralisierung im eigentlichen Sinne zu tun, sondern bedeutet nur einen allerersten Schritt in Richtung geographischer Auslagerung.

In eine abermals andere Richtung (c) gehen die chinesischen Planungen. Da in den Landwirtschaftsbetrieben bereits zur Jahrtausendwende möglicherweise an die 300 Mio. Arbeitskräfte „überflüssig“ geworden sind, taucht die Frage auf, ob diese Menschen in die Städte abwandern oder ob sie nicht besser zum Bleiben motiviert werden sollten. Bei den innerchinesischen Diskussionen haben sich zum Thema „Ausgleich zwischen Stadt und Land“ im wesentlichen drei Denkansätze herauskristallisiert, nämlich das „Dörfer-“, das „Kleinstadt-“ und das „Mittelstadt-Konzept“:

Noch in maoistischer Zeit wurde versucht, immerhin rund 17 Mio. Schüler und Studenten „hinunter in die Dörfer und hinauf auf die Berge“ (*xia xiang shang shan*) zu verschicken; doch erwies sich diese Politik spätestens gegen Ende der Kulturrevolution als Fehlschlag, da nämlich die meisten Jugendlichen nicht länger auf den Dörfern blieben, sondern zurück in ihre Herkunftsstädte strömten.

So blieb denn den Reformern in den Jahren nach 1978 nichts anderes übrig, als neue Ansätze zur Diskussion zu stellen.

Dabei fiel die Wahl zunächst auf die *Kleinstadt*-Methode, die vor allem vom Soziologen Fei Xiaotong aufgrund von Feldforschungen in Südjiangsu entwickelt worden war und die besagt, daß im Umfeld mehrerer Dörfer jeweils ein neues urbanes Konglomerat entstehen solle, das, sobald dort mehr als 10% der Bevölkerung in nicht-landwirtschaftlichen Berufen tätig sind, zur „Kleinstadt“ (*zhen*) aufgewertet und zum Auffangbecken für potentielle „Landflüchtige“ ausgebaut werden solle.

Der Aufbau solcher *zhen* wurde durch eine Richtlinie des Staatsrates vom Dezember 1984 angeordnet und präzisiert.<sup>20</sup>

<sup>18</sup>Weitere Einzelheiten zu diesem Thema in dieser Serie, C.a. 1997/5, S.451 f.

<sup>19</sup>Ebd., S.451.

<sup>20</sup>GB, 1984, S.1012/14 und C.a., 1987/4, S.310 f., 1987/9, S.744.

Das Kleinstadtkonzept, das damit ins Zentrum der reformerischen Bestrebungen gerückt war, faßte weder eine Umsiedlung der Städter aufs Land ins Auge, wie sie noch in maoistischer Zeit üblich gewesen war, noch förderte es umgekehrt die Landflucht, vielmehr lautete die Parole: „Den Acker, nicht jedoch das Dorf verlassen“. Landwirtschaft, Nebenerwerbstätigkeit und Industrie sollten vielmehr in den neuen Kleinstädten simultan entwickelt werden.

Gegen dieses Konzept kam schon früh Kritik auf, und zwar von seiten des Landwirtschaftsministeriums, das an der offiziellen Linie mit einer für chinesische Verhältnisse erstaunlichen Offenheit Kritik übte.<sup>21</sup>

Die Methode, in erster Linie Kleinstädte hochzuziehen, um mit ihrer Hilfe Millionen und Abermillionen überschüssiger Arbeitskräfte an Ort und Stelle zu binden, erzeugt nach Meinung dieser „Gegenschule“ in Wirklichkeit nur neue – und vielleicht noch schlimmere – Folgeprobleme, nämlich (1) die Zweckentfremdung von Ackerboden sowie (2) unkalkulierbare Rohstoffverschwendung: zwar verbrauchten dörfliche Betriebe insgesamt weitaus geringere Energie- und Rohstoffmengen als städtische Unternehmen, doch kämen sie nur ausnahmsweise an deren Effizienz heran. Hand in Hand damit verursachten die Dorfbetriebe (3) eine nur selten im offiziellen Kalkül auftauchende Umweltverschmutzung: so hätten in den vergangenen Jahren beispielsweise viele Städte umweltgefährdende Betriebsteile und Arbeitsprozesse kurzerhand auf die Dörfer verlagert und damit die Belastungen für Luft, Flüsse und für das Trinkwasser lediglich „ausgelagert“. Mit der Kleinstadt-Strategie werde darüber hinaus (4) die Geburtenkontrolle unterlaufen, da im „Niemandland“ zwischen Dörfern und Kleinstädten die Haushaltsregister manipuliert und Zweit- oder Drittkinder statistisch wegetuschiert werden könnten. Nicht zuletzt aber behielten die in den Kleinstädten arbeitenden Bauern (5) ihre dörfliche Produktions-, Lebens- und Denkweise unverändert bei, verhülften also dem „Feudalismus“ und den „Überbleibseln des Bürokratismus“ zu neuem Leben und behinderten damit gleichzeitig den Fortschritt der Reformen.

Die einzig diskutabile Alternative zu den Kleinstädten seien *Mittelstädte*, die sich vor allem durch zwei Eigenschaften auszeichneten, nämlich durch eine gehobene infrastrukturelle Ausstattung und durch die Bevölkerungszahl.

Nach Zahlenkriterien lassen sich vier Siedlungsformen unterscheiden, nämlich Dörfer, Kleinstädte, Mittelstädte und Großstädte: in „Kleinstädten“ leben weniger als 200.000 Einwohner, in „Mittelstädten“ 200.000 bis 500.000 und in „Großstädten“ über 500.000 Einwohner.

Wie dynamisch die Entwicklungsprozesse bei den drei städtischen Siedlungsformen in Gang gekommen sind, zeigt vor allem der stürmische Verlauf zwischen 1980 und 1990. Allein in dieser Dekade stieg die Zahl der „Großstädte“ von 216 auf 450, die der „Mittelstädte“ von 60 auf 117 und die der „Kleinstädte“ von 116 auf 275.<sup>22</sup>

Aus wirtschaftlicher Sicht stünden, wie das Landwirtschaftsministerium betont, die „Mittelstädte“ am meisten unter Dampf: ihr statistischer Produktionswert pro Kopf liege z.B. zweimal höher als der BPW in den Kleinstädten. Obwohl das Effizienzkriterium eindeutig

für die Mittelstädte spreche, gehe die „herrschende Lehre“ immer noch apologetisch an dieser Erkenntnis vorbei und unterstütze beispielsweise einen Kreis in der Provinz Jiangsu in seinem Vorhaben, 63 Dörfer in Kleinstädte umzugestalten. Dabei könnte die Entwicklung wesentlich harmonischer verlaufen, würden statt dieser über fünf Dutzend Kleinstädte zwei Mittelstädte und fünf bis acht Kleinstädte gefördert.

Das Kleinstadtkonzept habe ganz gewiß auch Verdienste, vor allem im Hinblick auf die Lebensqualität seiner Einwohner. Doch dürfe die Entwicklung im Interesse der Effizienz und des Kampfes gegen Bodenverschwendung nicht bei diesen kleineren Einheiten stehenbleiben, sondern müsse in Richtung Mittelstadt weitergeführt werden.

Noch während dieser Auseinandersetzungen, die in aller Verbissenheit erfolgten, mußten die beiden Kontrahenten zur Kenntnis nehmen, daß – unberührt von ihrem Streit – in der Praxis der Geldvergabe dann doch die drei Dutzend Millionstädte am stärksten gefördert wurden.<sup>23</sup>

Sollte hinter einer solchen recht unplanmäßigen Politik am Ende nicht doch wieder die Erwartung stehen, daß Megastädte auch Megachancen mit sich bringen?

### 7.1.2.3.2

#### Regulierung und Planmäßigkeit

Eine zweite *conditio sine qua non* für die Entwicklung der künftigen asiatischen Durchschnittsstadt ist strikt planerisches Vorgehen. In der Praxis des Kontinents lassen sich prinzipiell zwei Wege der Stadtentwicklung feststellen, nämlich der des *Laissez faire*, wie er beispielsweise in Bangkok, Manila und neuerdings streckenweise auch in Shanghai besritten wird oder aber die Einhaltung strikter Planungs- und Kontrollmethoden, wie sie von Singapur praktiziert wird.

Der „Manila-Weg“ führt, wie es sprichwörtlich heißt, zu „crime, grime and chaos“,<sup>24</sup> also zu „Verbrechen, Schmutz und Chaos“, Hand in Hand damit aber auch zu einer noch stärkeren Polarisierung der Menschen innerhalb der Stadtgesellschaft: zwar sind sowohl den ärmeren als auch den wohlhabenderen Einwohnern Metro-Manilas die gleichen chaotischen Verkehrsverhältnisse gemeinsam; was jedoch die Wohnverhältnisse anbelangt, so scheinen die beiden sozialen Segmente auf verschiedenen Sternen zu leben: der Durchschnittsbewohner Manilas haust in oft notdürftig zusammengezimmerten Hütten, die von einem nie endenden Verkehrsstrom umflutet werden und hat mit oft primitivsten sanitären Verhältnissen zurecht zu kommen, während sich die Oberschicht in sogenannte „defensive cities“ zurückziehen kann, die „Dasmarias“, „Bel Air“ oder „San Lorenzo“ heißen und – ähnlich wie das frühere spanische *Intramuros* – von Mauern umgeben und von Privatpolizei bewacht sind. Ist der wohlhabende Bewohner Manilas in seiner „Defensive city“ angekommen, so scheint er einen anderen Planeten zu betreten – mit gepflegten Alleen, sattgrünem Rasen und etwas schläfrig wirkenden Einwohnern, die sich nach der Tagesarbeit geduscht haben und nun ihren Tee nehmen. Man befindet sich hier in einem Milieu, das mit „buying security“ bezeichnet wird und in dem die Besucher sich nicht selten mit dem Gruß „Welcome to Johannesburg“ begrüßen,

<sup>21</sup>Dazu BRu, 1989, Nr.21, S.23-28.

<sup>22</sup>XNA, 17.1.1991.

<sup>23</sup>Vergl. dazu auch C.a., 1993/12, S.1174 ff.

<sup>24</sup>FEER, 6.2.97, S.34.

obwohl hier ganz gewiß keine rassistischen, sondern nur monetäre Schranken bestehen.

Ähnliche *Defensive Cities* sind mittlerweile in ganz Asien entstanden, angefangen von Karachi und Kalkutta über Jakarta und Manila bis hin zu vielen chinesischen Großstädten, in deren Zentren sich fast immer noch Reste einer „Verbotenen Stadt“ befinden – umgeben von Mauern und zugelassen nur für bestimmte Funktionärsschichten, für ausländische Gäste und mittlerweile auch wieder für den neuen Geldadel.

Eine ganz andere Methode des Umgangs mit Urbanisierungsproblemen, die zum „Manila-Weg“ konträr verläuft, wurde in Singapur gewählt, dessen Regierung seit der Unabhängigkeit des Stadtstaats im Jahre 1959 einen strikt weltoffenen, wirtschaftsfreundlichen und „neoautoritären“ Kurs gesteuert hat, der sich auch im äußeren Erscheinungsbild des städtischen Lebens aufs einprägsamste offenbart: alles ist hier geplant und – im Gegensatz beispielsweise zu Bangkok oder Manila – findet kaum Improvisation statt. Dies offenbart sich sowohl an der innerstädtischen Hochhausarchitektur, wo die Wolkenkratzer stramm wie Soldaten zu stehen scheinen, als auch an den Privathäusern, deren Bau vom „Housing Development Board“ nach den strikten Regeln des „Bodenerwerbsgesetzes“ (Land Acquisition Act) gesteuert wird. In nur vier Jahrzehnten hat der HDB über 630.000 hübsche, in ihrem Aussehen aber stark einander ähnelnde „flats“ gebaut, die die 3 Mio. Stadtbewohner zu kräftig subventionierten Preisen und zu günstigen Zinsbedingungen erwerben konnten.

Darüber hinaus gilt Singapur als die mit Abstand sauberste Stadt Asiens – sauber nicht nur im Sinne von Ordnung und Reinlichkeit, sondern auch im Sinne von Korruptionsfreiheit. Wegen seines Sauberkeits- „Ticks“ wird Singapur sowohl bewundert als auch belächelt: überall sieht sich der Besucher mit dem Wort „fine“ (Strafgebühr) konfrontiert, ob auf Straßenschildern oder aber auf lustig gestalteten T-Shirts. Singapur sei von „Mr. Clean and Mrs. Manners“ regiert, heißt es.<sup>25</sup>

Bedenkt man, daß Singapur noch 1959 eine drangvoll enge, sumpfige und von Malariamücken heimgesuchte Stadt war, so hat sich hier auf alle Fälle ein „Wunder“ ereignet, auch wenn seine rigorosen Konsequenzen den Bewohnern nicht immer schmecken mögen.

Anders als die meisten Großstädte Asiens weist Singapur eine nur geringe Bevölkerungssteigerung auf: Während der Zuwachs in Indonesien im Zeitraum 1993 bis 2000 bei +4,2%, auf den Philippinen bei 3,9% oder in Laos und Kambodscha bei je 5,9% lag,<sup>26</sup> läßt er sich zur gleichen Zeit in Singapur mit gerade einmal 0,9% veranschlagen – und dies, obwohl Singapur wirtschaftlich höchst attraktiv ist. Bei genauerem Hinsehen verdankt es dieses maßvolle Wachstum vor allem zwei Umständen, nämlich strikter behördlicher Zuwanderungsüberwachung/Registrierung sowie nicht zuletzt auch der Tatsache, daß der Stadtstaat, ganz im Gegensatz zu seinen Nachbarn, kein bäuerliches Hinterland besitzt, von dem aus tagtäglich Hunderttausende von „Asylanten“ ohne besondere Ausweispapiere zuströmen könnten.

Souverän wie seinen Städtebau und die Zuwanderungsentwicklungen hat Singapur auch die Kriminalität (Todesstrafe für Heroinhändler), nicht zuletzt aber auch sei-

ne Verkehrsprobleme im Griff. Einerseits führt es hier seit 1970 eine Art „Krieg gegen das Privatauto“, der vor allem via Geld geführt wird: Um die Zuwachsraten der Autozulassungen auf maximal 3% pro Jahr zu beschränken, hat die Regierung ein Quotensystem eingeführt, in dessen Gefolge Zulassungen auf dem Weg über allmonatliche Auktionen „versteigert“ werden, an denen sich naturgemäß nur wohlhabende Einwohner beteiligen können, zumal auch die Zolltaxen für Autoimporte den Kaufpreis um zusätzlich rund 50% hochtreiben.

Für die weniger wohlhabenden Schichten der Bevölkerung hat die Stadtverwaltung gleichsam „zum Trost“ ein U-Bahnsystem bauen lassen, das 1990 in Dienst gestellt wurde und das den Wunsch nach einem Privatauto noch weniger ratsam erscheinen läßt.

Auch die Umwelt Singapurs gehört mittlerweile zu den Vorzeigeobjekten des Stadtstaats. So schlängelt sich beispielsweise der Singapore River, der noch 30 Jahre früher als eine Art „Entsorger für alles und jedes“ hatte herhalten müssen, auf anmutige Art und Weise durch eine renaturierte Landschaft – mit klarem Wasser und gesäumt von gemütlichen Restaurants.

All diese Vorteile haben allerdings, wie jedermann weiß, auch ihren Preis, der nicht nur pekuniär zu erbringen ist (man denke an die Pkw-Regelungen!), sondern der sich auch in Form von polizeilicher Überwachung, von Pressezensur und u.a. auch im vielsagenden Verbot von Satellitenschüsseln äußert.

Der „Manila-“ und der „Singapur-Weg“ sind zwei mögliche Alternativen, die sich gegenseitig allerdings nicht strikt ausschließen. Vielmehr gibt es zwischen ihnen fließende Übergänge, da ja einerseits nicht alles sich selbst überlassen, andererseits aber auch nicht alles geplant werden kann, und weil auch dort, wo geplant wird, am Ende Ergebnisse herauskommen, die so chaotisch wirken, als hätte eine Planung nie stattgefunden.

Dieses Hin und Her hat sich sogar bei der Planung einer so altherwürdigen Metropole wie der Stadt Beijing ereignet. Dort ist es beispielsweise über die Frage, in welchem Verhältnis Tradition und Moderne zueinander stehen sollten, immer wieder zu emotionsgeladenen Debatten gekommen, nachdem in den noch unbefangenen Anfangsjahren der Volksrepublik ganze Traditionszonen, vor allem die alte Stadtmauer, abgetragen worden waren. Wie sollte es nach diesen Anfangssünden nun weitergehen? Die Kontroverse artete hier zu einem regelrechten ideologischen Streit aus, wobei eine der beiden Hauptschulen für die Fortsetzung des nationalen Baustils plädierte, die andere aber völlig neue Wege der Stadtarchitektur forderte.

Noch zu Beginn der 50er Jahre hatte einer der damals tonangebenden Architekten, Liang Sicheng, die Ansicht vertreten, daß die Altstadt innerhalb des alten Mauerbereichs vollständig erhalten bleiben und daß erst jenseits dieses Kerns eine moderne Neustadt hochgezogen werden solle. Liangs Trennungsoption blieb jedoch unbeachtet, mit der Folge, daß die Modernisierung schon bald auch in die Altstadt Einzug hielt und dort zu einer gigantischen Verdrängung alter Hofhaussiedlungen durch moderne Hochbauten führte.

Erst lange nach Beginn der Reformen, nämlich 1986, rang sich die Stadtverwaltung dann doch dazu durch, der Konservierung des Alten wieder mehr Rechnung zu tragen. Ganz auf dieser Linie erging in den 90er Jahren der Beschluß, das neue Bauen von traditionellen Stilelemen-

<sup>25</sup>FEER, 6.2.96, S.38.

<sup>26</sup>UNDP Report, 1996, a.a.O., S.206.

ten mitbestimmen zu lassen. Folge dieses Beschlusses war eine größere Zahl von Hochhäusern, die bis zur Dachtraufe hinauf rein westlich aussahen, die dann aber ruckartig zur „Antikisierung“ übergangen und nach oben mit einem an Pagoden erinnernden „Hut“ abschlossen. Ganz nach diesem Schema errichtet, glich auch der 1995 fertiggestellte Beijinger Westbahnhof – das größte Projekt seiner Art in ganz Asien – am Ende eher einer altchinesischen Kurierstation als einem modernen Zweckbau. Die Kritik folgte prompt: ein modernes Hochhaus mit einem alten Dach sei einfach lächerlich, hieß es.

Die Debatte, die sich um die Architektur des Westbahnhofs entzündet hatte, ist noch lange nicht abgeschlossen und zeigt mit ihrem Hin und Her, wie wenig sich bisher definitive Vorstellungen haben herausbilden können. Entscheidungen bleiben hier einsteilen noch offen, dürften am Ende aber – ganz im Sinne der alten Verschichtungs-tradition<sup>27</sup> – auf ein Sowohl/Als auch hinauslaufen.

### 7.1.2.3.3

#### „Begegnung“ – und „Kommunitarismus“ asiatischer Prägung

Ob der Stadtbewohner in einem Hongkonger oder Singapur Milieu seinen Traditionen entfremdet wird, hängt letztlich davon ab, ob er dort seinen Lebensbereich noch überschauen und mitbestimmen kann oder nicht. Voraussetzung dafür ist, daß er seinen Nachbarn häufig begegnet. Gerade in Asien ist das Bedürfnis nach engerem Zusammenleben und nach häufigerer Kommunikation vielfach besonders ausgeprägt: seit unvordenklichen Zeiten haben sich die Menschen hier daran gewöhnt, wesentlicher näher aneinander heranzurücken als dies beispielsweise in Europa je der Fall war. Während der durchschnittliche Europäer Beziehungen zu meist nicht mehr als 10 bis 15 Verwandten unterhält, kann es ein durchschnittlicher Philippino oder Inder durchaus auf weit über 100 Personen bringen. Die Gehirnforschung hat gezeigt, daß eine Einzelperson engere Sozialbeziehungen mit bis zu 150 Personen verkraften kann. Viele Asiaten sind durchaus nicht abgeneigt, dieses Potential bis zur Neige auszuschöpfen.

Große Wohnanlagen müssen, wenn sie dem Prinzip der häufigen „Begegnung“ genügen – und damit „kulturadäquat“ sein – sollen, in überschaubar dimensionierte Einheiten unterteilt sein, die nach innen „erlebt“ werden können, nach außen hin aber möglichst abgeschlossen sind.

Eine nach dem Überschaubarkeitsmuster organisierte Zukunftsstadt könnte durchaus auch als Selbsthilfe-, ja als Selbstfindungsprojekt funktionieren. Bezeichnenderweise sind es ausgerechnet asiatische Shantytowns, in denen – aus der Not heraus geboren – zahlreiche originelle Lösungen für praktische Fragen gefunden werden konnten.

Damit die Ausführungen zu den drei oben erwähnten Postulaten der „Dezentralisierung, der Regulierung und der Begegnung“ nicht allzu abstrakt bleiben, sollen hier einige Beispiele für Städte aufgeführt werden, in denen sich die Bewohner im doppelten Sinne „zu Hause“ fühlen.

Wo gibt es in Asien solche „lebenswerten“ Städte? Das Hongkonger Nachrichtenmagazin *Asia Week*<sup>28</sup> ist dieser Frage nachgegangen und hat 1996 anhand von acht Hauptkriterien (wirtschaftliche Entwicklung, Schulwesen,

Gesundheitsdienst, Straßenbild, bezahlbare Wohnungen, niedrige Kriminalität, „gesunde Umgebung“ und Freizeitwert) durchaus überraschende Resultate ans Tageslicht befördert:

Unter 40 Städten, die zur Wahl standen, kam nämlich Tokyo – ausgerechnet Tokyo! – auf Platz Nr.1, gefolgt von Singapur (2), Bandar Seri Begawan, der Hauptstadt von Brunei (3), Osaka (4), Sendai (5), Hongkong (6), Kuala Lumpur (7), Cebu (8), Chiang Mai (9) und Georgetown (10). Die weiteren Ränge nahmen Taibei (11), Bangkok (12), Beijing (13), Islamabad (14), Gaoxiong/Taiwan (15), Seoul (16), Surabaya (17), Davao-Stadt (18), Bangalore (19) und das thailändische Nakhon Ratchasima ein. Bandung folgte an 21., Shanghai an 24., Delhi an 29. und Karachi an 30. Stelle. Die letzten zehn Plätze werden eingenommen vom bengalischen Chittagong (31), Hanoi (32), Ho-Chi-Minh-Stadt (33), Guqing/Malaysia (34), Guangzhou (35), Macao (36), Jakarta (37), Vientiane (38), Phnom Penh (39) und Yangon/Rangun (40).

Der Spitzenreiter Tokyo erhielt 71 von 100 Punkten, Hongkong (Platz 6) 61, Bandung (21) 50, Hanoi (31) 45 und Yangon (40) 29 Punkte.

Hauptüberraschungen waren der erste und der dritte Platz von Tokyo und von Bandar Seri Begawan, während das schlechtere Abschneiden von Bangkok, Jakarta oder Gaoxiong kaum jemanden in Erstaunen versetzen konnte.

*Tokyo* erhielt seine hohen Bewertungen wegen einer sehr „asiatischen“ Eigenschaft, weil es nämlich, ganz in Gegensatz zu seinem äußerlich höchst großstädtischen und chaotischen Image, in Wirklichkeit eine Stadt aus unzähligen *Dörfern* mit gutfunktionierenden *Nachbarschaften* und gemütlichen Nebenstraßen ist, die vor Sauberkeit glänzen und in denen Kriminalität ein Fremdwort ist. Außerdem beeindruckt die Fülle an Freizeitangeboten.

Die Nachteile der Kapitale werden erst dann wieder spürbar, wenn der einzelne sein „Dorf“ verläßt und sich dem Chaos der Verkehrsströme überantwortet.

Bereits an zweiter Stelle folgt *Singapur*, die „asiatische Schweiz“, die mit ihrer Sauberkeit, ihrem grünen Erscheinungsbild (ein Zwölftel des Stadtgebiets besteht aus Parklandschaften), ihren Verkehrsstandards und Luftreinhalbestimmungen, wegen der Pünktlichkeit ihrer Verkehrsmittel und nicht zuletzt wegen ihrer Sicherheit vielen Asiaten wie ein Gebilde von einem anderen Stern erscheint.

So mancher Besucher stellt sich allerdings rasch die Frage, ob er – als Preis für all diese Annehmlichkeiten – vor Langeweile sterben wolle. Zweiter Nachteil neben diesem intellektuell so wenig stimulierenden Klima sind die hohen Lebenskosten: seit langem nämlich gehört Singapur zu den teuersten Städten Asiens.

Fast noch mehr als der erste Platz Tokyos hat der dritte Rang *Bandar Seri Begawans* überrascht. Bruneis Metropole unterscheidet sich von den meisten anderen Städten wohltuend dadurch, daß es in ihrem Bereich nur wenig Straßenverkehr und kaum Luftverschmutzung gibt. Politische Unruhen sind in Bandar ein Fremdwort: Hier besteht ein 1962 ausgerufener permanenter – und übrigens höchst friedlich gehandhabter – Ausnahmezustand. Darüber hinaus befindet sich die halbe Bevölkerung in Staatsdiensten und lebt im übrigen aufs angenehmste von den Wohltaten einer Ölbonanza. Wer ein ruhiges, fast schon dorfartiges Leben liebt, kann sich in

<sup>27</sup>Dazu unten 7.3

<sup>28</sup>AW, 25.10.96, S.33-47.

Bandar ähnlich zuhause fühlen wie in Cebu oder in Georgetown.

Anders als Bandars erster hat *Osakas* vierter Platz kaum jemandem Rästel aufgegeben: handelt es sich bei dieser zweitgrößten Stadt Japans doch um eine wohlhabende Millionennetropole, in der sich nicht nur die japanische Kaufmannschaft und das herstellende Gewerbe, vor allem die Elektronikindustrie die Hände reicht, sondern überdies um eine Hochburg kulturellen Lebens, von der das japanische Kabuki-Theater und das Bunraku-Puppenspiel ausgegangen sind. In keiner anderen Stadt Japans gibt es ähnlich viele Jahresfeste, und auch *Osakas* Freizeitangebot sowie sein Einkaufszentrum *Shinsaibashi* nimmt es leicht mit Tokyo und seiner *GINZA* auf. *Osaka* ist auch eines der größten internationalen Verkehrszentren Japans mit einem riesigen, ins Meer vorgelagerten Flughafen, und kann gegenüber der Hauptstadt ins Feld führen, daß es überschaubarer – und weniger chaotisch – ist.

Auf Platz 5 folgt eine weitere japanische (Fast-) Millionenstadt, nämlich das rund 300 km nördlich von Tokyo auf der Hauptinsel Honshu gelegene *Sendai*, das sich wegen seiner niedrigen Bodenpreise, wegen seiner günstigen Verkehrsanbindung, seinem hohen Pro-Kopf-Einkommen und seinem angenehmen Klima mittlerweile zu der am schnellsten wachsenden Großstadt Japans entwickelt hat. Verglichen mit Tokyo (und seinen gemütlichen Wohngebieten) wirkt das Leben in *Sendai* fast noch dörflicher. In der Tohoku-Universität besitzt *Sendai*, aller sonstigen Beschaulichkeit zum Trotz, ein intellektuelles Schwungrad; außerdem gilt die Stadt als Hightech-Zentrum und als einer der sichersten Plätze in ganz Japan: bezeichnenderweise haben die *Yakuza* hier niemals Fuß fassen können.

Erst auf Platz Nr.6 schließt sich *Hongkong* an, das durch seine atemberaubende Vielfalt nicht weniger berühmt geworden ist als durch seine Unrast, ja seine Ungemütlichkeit. *Hongkong* gilt in ganz Asien als die Stadt mit dem großzügigsten wirtschaftlichen Laissez faire, ist achtgrößte Handelsnation und hat alle Voraussetzungen, um im 21. Jh. zum Hauptfinanzzentrum Asiens, ja vielleicht der Welt zu werden. Seine Exporte und Reexporte stellen seit Jahren – und wohl auch in Zukunft noch geraume Zeit – den Außenhandel von wesentlich bevölkerungsreicheren Ländern wie Thailand, Malaysia oder den Philippinen weit in den Schatten.

Die Sechs-Millionen-Stadt gleicht einem Kessel, der stets unter Überdruck steht und dem die Behaglichkeit anderer asiatischer Städte wie *Bandar* oder *Georgetown* so gut wie unbekannt ist. *Hongkong* lacht oder blickt gespannt-aufmerksam, lächelt aber nicht. Es weist viele Eigenschaften auf, doch wenig asiatische; insofern fällt es etwas aus dem Raster der übrigen hier genannten Lieblingsmetropolen heraus!

Ganz anders die malaysische Hauptstadt *Kuala Lumpur*, die als Nr.7 durchs Ziel gegangen ist, und die vor allem wegen ihrer niedrigen Arbeitslosigkeit, wegen ihrer gemäßigten Lebenshaltungskosten und ihrer Entspannung gute Noten erhielt. Anders als die meisten asiatischen Metropolen vermittelt sie auch nicht den Eindruck von Überfüllung oder Beengung. Freizeit ist großgeschrieben und findet auf zahlreichen Golfkursen, auf Tennisplätzen oder in den *Lake Gardens* ein breites Betätigungsfeld. Auch ist „K.L.“ sauberer und grüner als die meisten anderen asiatischen Metropolen. Überall, sogar vom Zen-

trum zu den Dschungelpfaden von *Fraser's Hill* erweist sich *Kuala Lumpur* als eine Stadt der kurzen Wege.

Freilich sind auch einem „K.L.“ die Nachteile des modernen Lebens nicht ganz erspart geblieben: Der Klang-Fluß wirkt z.B. stark verschmutzt und zeigt, daß die Umweltbestimmungen nicht immer beim Wort genommen werden. Auch verwandelt sich die Innenstadt nach und nach in eine Betonwüste. Zubetoniert erscheint ferner das kulturelle Angebot, das keinen Vergleich mit der Szene in Tokyo, *Osaka* oder in *Hongkong* aushält. Um so bunter freilich wirkt das Leben in den Straßen, auf denen sich malaiische, chinesische und indische Elemente einstellend geben.

Verglichen mit *Kuala Lumpur* ist das zentralphilippinische *Cebu*, die Nr.8, zwar nur halb so groß (610.000 Einwohner), dafür aber doppelt so ruhig und im ursprünglichen Sinn des Wortes auch beschaulich. Die am Meer gelegene und tropisch grüne Stadt ist ein (auch von Japanern geschätztes) Golfmekka, besitzt eine Fülle von Hotels und ist zum Mittelpunkt eines veritablen „Cebu-booms“ geworden, zumal einige der bekanntesten und wohlhabendsten philippinischen Huaren hier ihre Kindheit verlebt haben. Bezeichnenderweise hat sich *Cebu* auch zum Reedereizentrum der Philippinen entwickelt. Im Gegensatz zu *Manila*, das auf der Lebensstandardskala weit hinter *Cebu*, nämlich erst auf Platz 21 rangiert – und zwar noch hinter der zweitgrößten philippinischen Stadt, nämlich *Davao* – ist *Cebu* für seine Sicherheit bekannt: hier herrschen fast japanische Verhältnisse!

Auf Platz 9 folgt das von Alleen durchzogene, blumengeschmückte und von gerade einmal 170.000 Menschen bewohnte nordthailändische *Chiang Mai*, das die Hauptstadt *Bangkok* an Lebensqualität weit hinter sich gelassen hat, obwohl es im wirtschaftlich-technologischen Bereich nach wie vor im Schatten der Hauptstadt steht. Allerdings befindet sich *Chiang Mai* auf dem besten Wege, zum thailändischen Haupteingangstor nach China, Laos und Myanmar zu werden, sobald nur einmal die wichtigsten infrastrukturellen Voraussetzungen dafür geschaffen sind. *Chiang Mai* liegt in 300 m Höhe und bietet weitaus angenehmere Lebensbedingungen als das feuchtheiße *Bangkok*. In *Chiang Mai* ist auch die thailändische Tradition weitaus präsenter und der Einfluß des Tempels spürbarer als in der Hauptstadt.

Eine weitere ebenfalls höchst „pastoral“ wirkende Stadt folgt auf Platz 10, nämlich das rund 400 km nordwestlich von *Kuala Lumpur* an der *Malakkastraße* gelegene *Georgetown*, das bezeichnenderweise unter allen Städten Südostasiens noch die weitaus größte Kollektion von Bauten aus der Vorkriegszeit besitzt. *Georgetown* ist die Hauptstadt der *Pulau* („Insel“) *Pinang*, die sich mittlerweile zum Zentrum Malaysias für Elektronikherstellung entwickelt hat. Im verschlafenen *Georgetown* leben rund 400.000 Menschen. Geschichte und Hightech reichen sich hier die Hände, ohne daß die „Modernisierung“ mit all ihren Nachteilen bereits ähnlich ausgeprägt wäre wie in *Kuala Lumpur*.

Läßt man die hier als „lebenswert“ vorgestellten Städte noch einmal Revue passieren, so tauchen bei ihnen durchwegs – von *Hongkong* einmal abgesehen – Gemeinsamkeiten auf, die sich mit Wörtern wie „Dorf“, „Nachbarschaft“, „Beschaulichkeit“, „Entspanntheit“, „Jahresfeste“, „Altstadttreiben“, „Tempel“ und „Staatsdienst“ charakterisieren lassen, also mit Begriffen, mit denen sich in ganz Asien durchwegs angenehme Vorstellungen ver-

binden. All diese Milieu-Assoziationen ergeben zusammen zwar noch kein „asiatisches“, „theravadabuddhistisches“ oder „metakonfuzianisches“ Bild, doch beschreiben sie erstens ein bestimmtes – und als solches ganz gewiß zukunftsträchtiges – Wunschdenken und liefern, zweitens, zumindest die Grundelemente für eine Rückbesinnung auf sich selbst.

Wo Überschaubarkeit vorgegeben wird und damit auch Begegnung stattfinden kann, läßt sich – sogar im Straßenbild asiatischer Großstädte – jene permanente „Beziehungs“-Pflege zwischen den Nachbarn und Anwohnern beobachten, die Voraussetzung dafür ist, daß neue Identitäten im traditionellen Geiste geschaffen werden.

Sollte es ein Zufall sein, daß viele der hier wie die Spitze des Eisbergs zutage tretenden Bestrebungen auffällige Parallelen zu Forderungen der „kommunitaristischen“ Bewegung aufweisen, wie sie unter dem Einfluß Amitai Etzioni im Westen, vor allem in einer Reihe amerikanischer Städte Fuß zu fassen beginnt? Etzioni hat seine Lehre durch eine Reihe von Büchern popularisieren können, die so „asiatische“ Titel tragen wie *Die Entdeckung des Gemeinwesens* und *Jenseits des Egoismusprinzips*. Bei der Lektüre seiner Werke gewinnt man den Eindruck, als sei der Begriff „Kommunitarismus“ streckenweise identisch mit *guanxi*-Vorstellungen.

Die Kommunitarier wenden sich gegen „zerstörerischen Individualismus“ und gegen die Dominanz der Kosten-Nutzen-Logik in den menschlichen Beziehungen. Stattdessen müsse der kommunitaristische Weg auf die Wiederbelebung moralischer Werte, auf kleine soziale Netze und auf freiwilligen Dienst an der Gemeinschaft hinauslaufen. Allerdings dürfe diese Gemeinschaftlichkeit unter keinen Umständen erzwungen werden, sondern müsse durch einen permanenten und „offenen moralischen Dialog“ (Schlüsselbegriff der Kommunitaristen!) herbeigeführt werden.

Grundlegend für das Gelingen kommunitaristischer Ansätze – und eines neuen Wertebewußtseins – sei die Erziehung, die Erziehung und nochmals die Erziehung, die in der Familie zu beginnen habe und auch unter Erwachsenen fortzusetzen sei, wobei – wieder einmal! – der „offene moralische Dialog“, die Ermahnung des anderen, das soziale Ritual und bisweilen auch der erhobene moralische Zeigefinger wegweisend zu sein hätten.

In einer kommunitaristischen Gesellschaft müßten auch viele soziale Dienste wieder von den Bürgern selbst übernommen werden, aber nicht etwa nur deshalb, weil solche freiwilligen Dienste (angefangen von der Feuerwehr über ärztliche Nothilfe bis hin zur Drogenbekämpfung) „billiger“ seien, sondern weil solche Gemeinschaftsleistungen als *Wert an sich* begriffen werden müßten.

Mit Argumenten dieser Art würden Kommunitaristen in der Tat vor allem in metakonfuzianischen Gesellschaften offene Türen einrennen!

## 7.2

### Verwestlichung unter dem Druck der Überzahl und der Vehemenz wachsender sozialer Herausforderungen?

#### 7.2.1

##### Methodische Vorüberlegungen: Liefern Zahlen verlässliche Anhaltspunkte?

Wer, wie der Autor, optimistisch genug ist zu erwarten, daß sich die Entwicklungen bis zur Mitte des 21. Jh. we-

nigstens in Umrissen prognostizieren lassen, sieht sich augenblicklich mit dem Vorwurf konfrontiert, daß für eine solche Vorausschau das gegenwärtige Zahlenmaterial allzu wenig hergebe.

Einem solchen Einwand ist das Postulat entgegenzuhalten, daß Prognosen weniger auf Zahlen als auf gediegenen Fundamenten vom Format langfristiger Trends und überkommener Wertemuster beruhen sollten. Erst an dritter Stelle sind dann auch quantitative Überlegungen mit in die Betrachtungen einzubeziehen.

Was zunächst einmal die oben erwähnten *Trendanzeigen* anbelangt, so sind der bisherigen Untersuchung vor allem drei Hypothesen zugrundegelegt worden, die sich mit den Stichworten „Vordringen der kleinen Politik“, „wachsende Interdependenz“ und „Dialektik der Globalisierung“ charakterisieren lassen: So führt zunächst einmal die „demokratische Weltrevolution“, die bereits im 18. Jh. eingesetzt hat und die heutzutage von modernen Kommunikationstechnologien auch materiell mitgetragen wird, dazu, daß die Partizipation der Bevölkerung – und damit der politische Einfluß der Basis – immer wichtiger wird. Das Vordringen der „kleinen Politik“ auf Kosten der „großen“ ist einer jener Anzeiger, der den Aussagen über die Zukunft eine gewisse Festigkeit verleiht.

Ein zweiter Trend ist die wachsende Interdependenz, die dazu führt, daß der wirtschaftliche Wettbewerb weltweit immer mehr an die Stelle von militärischen Auseinandersetzungen rückt, daß Macht also immer seltener militärisch und immer nachdrücklicher wirtschaftlich definiert wird.

Ein dritter Indikator deutet darauf hin, daß die wirtschaftlich-technologische Entwicklung zwar immer mehr zur Globalisierung führt, daß diese Universalisierung gleichzeitig aber auch Widerstände freisetzt, die Spezialisierungs- und Regionalisierungskräfte zur Wirkung kommen lassen, daß sich hier also ein dialektisches Gegeneinander aufbaut, das zwar nicht unbedingt zu einem „Zusammenstoß der Zivilisationen“ führen muß, gleichwohl aber dafür sorgt, daß eine Weltregierung wohl noch lange auf sich warten läßt und daß es auf absehbare Zeit ganz gewiß nicht zu einem „Ende der Geschichte“ im Sinne einer Verwestlichung oder gar einer Amerikanisierung des Erdballs kommt. Eine „Weltregierung“ erscheint schon deshalb höchst unwahrscheinlich, weil die Bürokratie weltweit den sozialen Herausforderungen immer hilfloser gegenübersteht, so daß eine solide „Daseins-Ersatz-Vorsorge“ eigentlich nur noch von Nichtregierungsorganisationen geleistet werden kann.

Ein zweites – und noch solideres – Korsett für prognostische Aussagen sind die *Wertemuster*, die der einzelne schon in seinen frühen Kindheitsjahren internalisiert und die ihm die Maßstäbe dafür liefern, was (aus der Sicht seiner „Zivilisation!“) „normal“ und was ablehnenswert – weil „anormal“ – ist. Solche normativen Muster ändern sich nicht in wenigen Jahren, sondern können über Jahrzehnte hinweg – auf alle Fälle aber bis zum Jahr 2050 – als fortbleibend wirksam unterstellt werden.

Erst an dritter Stelle kommen dann auch die *quantitativen* Aspekte mit ins Spiel. Zwar erscheint es wenig sinnvoll, einen Blick in die weitere Zukunft nur deshalb zu unterlassen, weil das der Prognose zugrundeliegende Zahlenwerk Zweifel offenläßt; doch wäre es umgekehrt ebenso vermessen, ganz ohne den quantitativen Aspekt auskommen zu wollen. Daher sollen nachfolgend mehrere Zahlenkalküle angestellt werden.

Methodisch ist dabei stets vom Postulat des Mittelwerts auszugehen – und damit ein Verfahren einzuschlagen, das auch asiatischen Denkkategorien entgegenkommt, wo in aller Regel zuerst die Extreme ausgelotet und dann, stochastisch, die mittleren Werte herausgefiltert werden.

## 7.2.2

### Herausforderungen im Zeichen der Zahl

#### 7.2.2.1

##### Die asiatische Bevölkerung im Jahre 2050

Wie groß wird also im Asien des Jahres 2050 vermutlich die Bevölkerungszahl, darüber hinaus aber auch die Zahl der Armen und der Arbeitslosen sein, die über das Konfliktpotential ja immerhin einigen Aufschluß liefern und die überdies Antwort auf die Frage geben könnte, ob unter dem Druck der Zahl – und der Konflikte – überkommene Wertemuster aufgegeben werden müssen?

Dreh- und Angelpunkt ist und bleibt hier die Bevölkerungszahl, mit deren Ermittlung sich seit Jahren die Abteilung DESIPA (Population Division of the Department for Economic and Social Information and Policy Analysis) der UNO befaßt. Die neueste Einschätzung vom Februar 1998, die unter dem Titel „World Population Prospects: The 1996 Revision“ erschien, faßt den Zeitraum 1950 bis 2050 ins Auge, wobei – wegen ständiger Veränderungen bei den „Fruchtbarkeits-“ und „Sterberaten“ – auch diesmal leichte Korrekturen vorgenommen werden mußten.

Drei variable Aussagen lassen sich für das Jahr 2050 machen, nämlich ein Maximum von 11,1 Mrd. Erdbewohnern (bei Anwendung der „high-fertility variant“), ein Minimum von 7,7 Mrd. (im Gefolge der „low-fertility variant“) und eine zwischen diesen beiden Extremen liegende „wahrscheinliche“ Mittelrate von 9,4 Mrd. Menschen.<sup>29</sup>

Rechnete man die „mittlere Variante“ weiter in die Zukunft hoch, so käme man im Jahre 2100 auf 10,4 Mrd., im Jahre 2150 auf 10,8 Mrd. und um das Jahr 2200 herum auf rund 11 Mrd. Erdbewohner. Bei dieser Höhe könnte sich die Weltbevölkerung dann endgültig stabilisiert haben.

Würden allerdings die Wachstumszahlen der Jahre 1990 bis 1995 starr auf die nächsten 150 Jahre fortgeschrieben, so wäre dies bereits die Apokalypse, da auf der Welt dann im Jahre 2150 nicht weniger als 296 Mrd. Menschen lebten!

Auf welche Zahlen beläuft sich die Bevölkerung „Asiens“? Für das Jahr 2000 kann hier – immer bei Zugrundelegung der mittleren Variante – von einem 59%igen Anteil (Europa: 8%!) ausgegangen werden. Bezogen auf das Jahr 2050 ließe sich das asiatische Kontingent unter den bis dahin auf der Erde lebenden – insgesamt 11,1 Mrd. – Bewohnern auf 5,54 Mrd. beziffern.

Von den 228 Ländern, die 1998 in der UNO-Bevölkerungsstatistik auftauchen, haben zehn eine Bevölkerung von über 100 Mio. – darunter befinden sich bereits sechs asiatische Staaten: die Reihenfolge lautet China (1,23 Mrd.) – Indien (945 Mio.) – USA (269 Mio.) – Indonesien (200 Mio.) – Brasilien (161 Mio.) – Rußland (148 Mio.) – Pakistan (140 Mio.) – Japan (125 Mio.) – Bangladesh (120 Mio.) und Nigeria (115 Mio.).

Bis zum Jahre 2050 kommen (immer nach der mittleren Zuwachsvariante berechnet) sieben weitere 100-Mio.-

Länder hinzu, unter ihnen zwei asiatische (und zwar Äthiopien, Iran, Zaire, Mexiko, die Philippinen, Vietnam und Ägypten).

1996 mußte die UNO ihre ursprünglichen Prognosen etwas herunterrechnen. Nach neueren Erkenntnissen war die Bevölkerung nämlich in den weniger entwickelten Ländern, also auch in den meisten asiatischen Staaten, zwischen 1990 und 1995 nur um 1,77% p.a. (statt, wie ursprünglich angenommen, um 1,88%) gewachsen. Zurückgegangen war in diesem Zeitraum u.a. die Fruchtbarkeit in Bangladesh von 6,2 Kindern pro Frau im Jahre 1980/85 auf 3,4 im Zeitraum 1990/95; in Indien belief sich dieser Rückgang von 4,5 auf 3,4, in Pakistan von 6,5 auf 5,5 und in Myanmar von 4,9 auf 3,6. Außerdem hatte sich in diesen Vergleichszeiträumen auch die weltweite Sterblichkeit erhöht, und zwar durch kriegerische Ereignisse sowie durch die Zunahme von Aids (vor allem auf dem afrikanischen Kontinent).

Die Betrachtungen zum Thema „Asien im Jahre 2050“ haben also von der künftigen Schlüsselzahl „5,54 Mrd. Asiaten“ auszugehen. Zwei Fragen von wahrhaft schicksalhafter Dimension schließen sich hier unmittelbar an, nämlich die nach der voraussichtlichen „Armut“ und nach der künftigen Arbeitslosigkeit.

#### 7.2.2.2

##### „Armut“

„Armut“ ist ein komplexer Zustand, der im 21. Jh. längst nicht mehr nur ein-, sondern zumindest dreidimensional (nämlich unter Einkommens-, Grundbedürfnis- und Befähigungsaspekten) erlebt werden dürfte, und der vom UNDP deshalb schon heute mit einem zukunftsbezogenen Kriterium, nämlich mit „HPI“ (Human Poverty Index) gemessen wird, der in negativer Korrelation zum HDI (Human Development Index) steht und der in dieser Dimensionierung drei Schlüsselbereiche, nämlich Gesundheit, Ausbildung und allgemeinen Lebensstandard, umfaßt.

Der erste der drei HPI-Indikatoren wird durch den Prozentsatz jener Menschen in einer bestimmten Gesellschaft bestimmt, deren Lebenserwartung nicht über 40 Jahre hinausreicht. Der zweite Indikator stellt auf fehlendes Wissen ab und erfaßt – HPI-bezogen – den Prozentsatz der erwachsenen Analphabeten. Der dritte Aspekt schließlich gilt der Frage nach einem angemessenen Lebenszuschnitt und wird unter drei Variablen erfaßt – Stichworte: Zugang zu Gesundheitsdiensten, Verfügbarkeit von sauberem Wasser und Prozentsatz der unterernährten Kinder unter fünf Jahren.<sup>30</sup>

Die bei der HPI-Einstufung gewonnenen Ergebnisse zeigen erneut, daß es kein einheitliches „Asien“ gibt, und zwar nicht nur, wie nun schon des öfteren erwähnt, im kulturellen, sondern auch nicht im sozialen Sinne. Von den 78 durch UNDP-Raster erfaßten „Entwicklungsländern“ bekleiden nämlich die 16 dort aufgelisteten asiatischen Staaten so extreme Ränge wie einerseits den Platz Nr.4 (Singapur) und andererseits den Platz Nr.73 (Kambodscha). China steht auf Rang 18, Indonesien auf Rang 23, Vietnam auf Rang 33, Indien auf Rang 47, Pakistan auf Rang 64 und Bangladesh auf Rang 67.

Zu den Ländern, die den HPI-Wert auf unter 10% (Anteil der „Armen“ an der Gesamtbevölkerung) haben drücken können, gehört in Asien nur ein einziger Staat,

<sup>29</sup>Press Release POP/656 vom 2.2.98.

<sup>30</sup>Dazu näheres in Teil 4 dieser Serie in C.a., 1997/8, S.772.

nämlich Singapur. Allerdings ist auch auf der entgegengesetzten Seite der Skala, wo die Länder mit einem HPI von über 50% aufgeführt sind, ebenfalls nur ein asiatisches Land vertreten, nämlich Kambodscha.

Zwei Differenzen fallen bei der (früher bereits abgedruckten) Armutstabelle<sup>31</sup> besonders ins Auge:

- Was erstens den Anteil der „Armen“ an der Gesamtbevölkerung anbelangt, so liegt er in Südost- und Ostasien zumeist nur zwischen 10% und 30%, in Südasien, d.h. vor allem in den bevölkerungsreichen Ländern Indien, Pakistan und Bangladesch, dagegen bei 30% bis 50%.

- Auffällig auch, daß in Südost- und Ostasien die Befähigungsarmut (ausgedrückt in HPI) weitaus niedriger ist als die Einkommensarmut, während es sich in Pakistan, Bangladesch, Kambodscha und Laos gerade umgekehrt verhält. Indien zeigt hier ein eher „ostasiatisches“ Profil, weil es im Gesundheits- und Erziehungsbereich beträchtliche Anstrengungen unternommen hat.

Rechnet man die Koeffizienten, wie sie sich aus den Erfahrungen der 90er Jahre gewinnen lassen, auf das Jahr 2050 hoch, so ergeben sich Zahlen, die krasse Unterschiede deutlich werden lassen, sobald sie nicht pauschal für ganz Asien, sondern getrennt nach den Regionen Südost-, Ost- und Südasien ermittelt werden. Geht man davon aus, daß Mitte der 90er Jahre 48% der „Asiaten“ in Ostasien, 35% in Südasien, 15% in Südostasien und 2% in Zentralasien leben, so läßt sich die Zahl der „Armen“, wie sie – analog zu den gegenwärtigen Bevölkerungsanteilen – für 2050 zu erwarten ist, in den südost- und ostasiatischen Ländern auf ein Kontingent von 260 bis 390 Mio., in Südasien aber auf ein doppelt so großes Heer von 540 bis 950 Mio. hochrechnen.

Diese Kalkulation geht von der Prämisse aus, daß die drei bereits beschriebenen<sup>32</sup> Gefällestufen, nämlich zwischen den einzelnen Volkswirtschaften, zwischen den Regionen sowie zwischen Stadt und Land – und die mit ihnen verbundenen „Ungerechtigkeiten“ auch in den nächsten Jahrzehnten noch weiter bestehen.

Zwar appelliert UNDP permanent an das Gewissen der Welt und hofft, daß die Vernunft am Ende doch noch die Oberhand behält: Armut sei längst nicht mehr unvermeidlich und könne mit einem Aufwand von gerade einmal 1% des globalen Einkommens erfolgreich bekämpft werden. So ließe sich ein Großteil der benötigten Mittel beispielsweise schon durch weitere Senkung der Militärausgaben und durch die Umleitung dieser Ersparnisse auf ein den Armen zugute kommendes Wachstumsprogramm aufgebracht werden. Der seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs erzielte – und weltgeschichtlich beispiellose – Fortschritt bei der Verringerung des Elends im 20. Jh. habe Wege für die Beseitigung der absoluten Armut zu Beginn des 21. Jh. aufgezeigt: „Armut“ sei nicht mehr unvermeidlich, sondern sollte ebenso wie Sklaverei, Kolonialismus und Atomkrieg der Geschichte angehören.<sup>33</sup> Hierbei handle es sich um einen moralischen Imperativ – und um ein obendrein erreichbares Ziel.

Gerade weil der UNDP-Aufruf sich an die Vernunft und an das Gute im Menschen wendet, dürfte ihm, nach allen bisherigen Erfahrungen, auch im 21. Jh. kein besonderes Echo beschieden sein.

Wahrscheinlich kann man schon froh sein, wenn sich die Polarisierung nicht ähnlich radikal fortsetzt, wie es in

den 15 Jahren zwischen 1980 und Ende 1995 der Fall gewesen war, als sich in 15 Ländern der Dritten Welt wahrhafte Wachstumssprünge ereigneten, während zur gleichen Zeit rund weitere 100 Länder wirtschaftliche Rückschläge hinnehmen mußten.<sup>34</sup>

### 7.2.2.3

#### Wie ist es um Arbeit und Arbeitslosigkeit im künftigen Asien bestellt?

Die Frage stellen heißt, sofort mit zwei Extremen konfrontiert zu sein, nämlich einerseits dem Aufruf des UNDP, jede Armut – und jede Arbeitslosigkeit – zu beseitigen und andererseits der Hypothese vom Heraufziehen einer „Ein-Fünftel-Gesellschaft“, in der ein – als solches überaktives – Fünftel der Bevölkerung für den Unterhalt der passiv bleibenden „restlichen“ vier Fünftel zu sorgen habe.

An grobschlächtige Extreme dieser Art muß man sich bei Hochrechnungen bis zum Jahre 2050 nicht zuletzt deshalb halten, weil es für die Entwicklungsländer ja nirgends statistisch brauchbare Arbeitslosenzahlen gibt. Typisch für diesen Tatbestand ist der jährlich erscheinende UNDP-Bericht, der, wie zuletzt wieder einmal im Jahre 1997, zwar ein detailliertes „Arbeitsloskeitsprofil“ für die „Industrieländer“ liefert,<sup>35</sup> der andererseits aber bei den „Entwicklungsländern“ nur lückenhafte Hinweise zu den vorhandenen Arbeitskräften, zum Anteil der Frauen an der arbeitenden Bevölkerung und zum Anteil der Beschäftigung in den drei Sektoren liefert.<sup>36</sup>

In der Tat wäre es höchst anfechtbar, Kriterien der Arbeitslosigkeit, wie sie für Industrieländer üblich sind, unkritisch auf Entwicklungsländer zu verpflanzen, wo große Teile der Bevölkerung ja noch in einem diffusen „Landwirtschafts-Bereich“ mit höchst unklar definierten Aufgaben tätig sind.

Nicht wenige dieser bäuerlichen Arbeitskräfte wechseln zwar in den industriellen Arbeitsbereich hinüber und werden dann auch für die Statistik erfassbar. Doch wird auch in Zukunft eine präzise Übersicht über Arbeitskräfte und über Arbeitslose schon deshalb schwer zu gewinnen sein, weil das Wort „Arbeitslose“ aus politischen Gründen durch obskure Begriffe wie *daiyezhe* („auf Arbeit Wartende“) oder durch *xianyu ren yuan* („unterbeschäftigte Arbeitskräfte“) ersetzt und damit das Bild zusätzlich eingedunkelt wird.

Man braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen, daß das globale Problem wachsender Arbeitslosigkeit früher oder später auch den Kontinent Asien voll erfaßt, selbst wenn dort, wie noch vor kurzem in Malaysia oder in Singapur, zeitweise Arbeitskräftemangel herrschte. Arbeitslosigkeit ist längst kein konjunktureller Schönheitsfleck mehr, sondern ein strukturelles Problem, da Automatisierung und Computerisierung Arbeitsgänge „wegrationalisieren“, für die früher Millionen von Händen und Köpfen nötig gewesen waren. Überdies hat die Globalisierung dafür gesorgt, daß sich dieser Mangel nicht mehr auf einzelne Länder konzentriert, sondern weltweit „verteilt“ wird.

Auf den chinesischen Dörfern gibt es, um hier nur ein Beispiel zu nennen, am Ende der 90er Jahre rund 200 Mio. „unterbeschäftigte Arbeitskräfte“. Wo sollen diese Menschen, wenn überhaupt, künftig Beschäftigung finden? Klassische Bereiche wie die Armee, die Beamten-

<sup>31</sup> Abgedruckt in C.a., 1997/8, S.773.

<sup>32</sup> C.a., 1997/5, S.448 ff.

<sup>33</sup> UNDP Report 1997, a.a.O., S.143.

<sup>34</sup> UNDP, Report 1996, S.1 ff.

<sup>35</sup> UNDP Report 1997, S.240 f.

<sup>36</sup> Ebd., S.212 f.

schaft oder die Staatsbetriebe kommen als Auffangbecken ganz gewiß nicht mehr in Betracht. Verbleiben allenfalls zwei Auswege, nämlich die Industrialisierung des Dorfes und der weitere Ausbau des – nach Lage der Dinge vor allem privat betriebenen – Dienstleistungssektors. Auch diese beiden Bereiche freilich stoßen schnell an ihre Grenzen.

Wer gleichwohl vom überkommenen Wunschbild der Vollbeschäftigung ausgeht und für eine Hochrechnung den Mittelwert zwischen den beiden oben bezeichneten Extremen zugrundelegt, gelangt zu der schier unglaublichen Zahl von rund 2 Mrd. Arbeitslosen auf dem asiatischen Kontinent im Jahre 2050.

Angesichts solcher Zahlen bestätigt sich ein weiteres Mal die ohnehin in Ansätzen vorhandene Erkenntnis, daß Arbeit neu verteilt werden muß, wenn nicht ausgerechnet ihr Fehlen zum Vulkan künftiger Konflikte werden soll.

### 7.2.3

#### Drei mögliche Reaktionsmuster

Entwicklungsoptimisten und –moralisten vom sympathischen Zuschnitt des UNDP geben sich zuversichtlich, daß auch die für 2050 zu erwartenden Massen von 9,4 Mrd. Erdbewohnern verkraftet werden können, daß also erstens die am Ende des 20. Jh. immer noch anwachsenden Gefällestufen bis dahin bereits wieder abgetragen und daß, zweitens, die Erziehungsprozesse soweit geraten sind, daß sich jedermann mit den dann noch verbliebenen Restzumutungen aus freier Einsicht in die Notwendigkeit abfindet: daß also sowohl die objektiven als auch die subjektiven Voraussetzungen für eine rationale Bewältigung der Probleme hinreichend vorhanden sind. Ihr Wort in Gottes Ohr!

Was aber, wenn – wie es eher wahrscheinlich ist – dieser große Wurf nicht gelingt?! Wenn also allein auf dem asiatischen Kontinent über 1 Milliarde „Arme“ und rund 2 Milliarden Arbeitslose leben, denen dieser Zustand erlittener Diskriminierung, Demütigung und „Entfremdung“ im Zeichen der weltübergreifenden Informationslage auch noch besonders bewußt ist!?

Wie fallen unter diesen Umständen ihre Reaktionen auf all die neuen Bedrängnisse voraussichtlich aus? Rational und abgeglichen oder irrational und zornig?

Ein Blick zurück auf die Geschichte zeigt, daß die asiatischen Bauerngesellschaften im Laufe der Jahrhunderte drei „Methoden“ entwickelt haben, um mit Not und Elend zurechtzukommen – in Stichworten: Vegetieren – Emigrieren – Revoltieren.

Vieles spricht dafür, daß die neuen Wege durchaus die alten sein könnten, daß die „Logik“ der Altvorden also noch lange nicht zum alten Eisen gehört, es sei denn, daß die künftige Menschheit die „ausgetretenen“ Pfade des politischen und sozialpsychologischen Lösungsansatzes verläßt und sich den bisher unerprobten Methoden chemischer oder gentechnischer Manipulationen verschreibt – und sich damit auf Verfahrensweisen einläßt, wie sie in Aldous Huxleys' *Brave New World* oder in der SF-Literatur genußvoll durchgespielt werden.

Da die gentechnische Revolution bis zum Jahre 2050 aber mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit noch nicht soweit geraten ist, daß das „Klonen“ von Menschen zum Alltag gehört – auch nicht in Asien –, wird die Menschheit dann doch wieder auf altbewährte Lösungsschnittmuster zurückgreifen müssen, wobei – angesichts des gestiegenen Wissens- und Bewußtseinszu-

stands im Informationszeitalter – die passiven Verhaltensweisen schwächer, die aktiv-revolutionären aber stärker zum Durchbruch kommen dürften.

#### 7.2.3.1

#### „Vegetieren“: Flucht nach innen und zunehmende Bedeutung der Religion

„Vegetieren“ war das Standardverhalten, mit dem asiatische Bauerngesellschaften jahrhundertlang auf die Nöte des täglichen Lebens zu reagieren pflegten und mit dem sie sich nur deshalb abzufinden vermochten, weil die Welt als ohnehin „leidvoll“ definiert wurde (Theravadabuddhismus), weil entsagungsvolles Hinnehmen Besserung in der nächsten irdischen Existenz versprach (Hinduismus) oder weil dem „Frommen“ Belohnungen im Jenseits verheißen wurden (Mahayanabuddhismus, Islam).

Schon aus diesen wenigen Verhaltensweisen wird deutlich, welch überragenden Stellenwert das Religiöse im Alltagsleben einnahm, auch wenn es da und dort (vor allem von der konfuzianischen Elite) als solches hinterfragt wurde.

Angesichts bedrohlicher Herausforderungen könnte die Religion mit ihrer Sinnstiftungsfähigkeit auch in Zukunft schnell wieder an Bedeutung gewinnen, vor allem in den karma- und kismetgläubigen Kulturen: „Schicksal“ ist, wie man dort annimmt, ja entweder selbst verursacht oder aber von einem allmächtigen höheren Wesen veranlaßt:

Mit der Auffassung, daß nichts verloren geht und jede gute oder böse Tat eines Tages ihre Belohnung oder Vergeltung findet, konnte die hinduistische Philosophie sogar das Problem der Theodizee, das im abendländischen Denken nie befriedigend gelöst worden ist, in den Griff bekommen: Wenn ausgerechnet *ich* unter Armut und Krankheiten leiden oder in einem Slum mein Auskommen finden muß, so beruht dies nicht auf göttlicher Fügung oder auf Unzulänglichkeiten der Gesellschaft, sondern auf der Tatsache, daß ich selbst die karmischen Ursachen dafür gelegt habe, und zwar schon in meinen früheren Existenzen. Es ist also sinnlos, darüber mit meinem Gott zu hadern oder aber eine Revolution anzuzetteln, die ja ihrerseits nur dazu führte, daß sich meine Karmabilanz erneut verschlechterte!

Für den Anhänger des Islam andererseits, der sich als Sklave Gottes empfindet, beruht alles Glück und Unglück auf dem Willen Gottes, den der Gläubige als Befehl – und als Kismet – hinzunehmen hat, ohne dagegen aufmucken zu dürfen.

Fraglose Hinnahme des Schicksals – dies also gehört zum ethischen Grundverständnis sowohl des Hinduismus als auch des Islam.

In Java, wo beide Religionen zusammengetroffen sind und einander überlagert haben, ist es zu einer Doppelung solcher Unterwerfungs- und Duldungshaltungen gekommen: als Zeichen „moralischer Reife“ gilt es dort, *sabar* (geduldig), *rimah* (hinnehmend) und *iklas* (bereitwillig) zu sein, d.h. die Kraft zur stillen Annahme des Unvermeidlichen zu besitzen.<sup>37</sup>

Solange die religiöse Motivation weiterwirkt, dürfte auch die Option der „leidenschaftslosen“ Hinnahme, wie sie z.B. im hinduistischen dharma-Begriff („Schickung“, moralische Pflicht) beschlossen ist, für die meisten Asiaten akzeptabel bleiben.

<sup>37</sup>Dazu Magnis-Suseno, Franz, *Javanische Weisheit und Ethik. Studien zu einer östlichen Moral*, München und Wien 1981, S.209.

Auch den Asiaten ist freilich die allbekannte Erscheinung nicht fremd, daß Religionen in Zeiten der Not und Bedrängnis an Attraktivität hinzugewinnen, während sich ihre Bedeutung in Zeiten des Wohlstands schnell verflüchtigt. Entwicklungen dieser Art zeigen sich sogar in den sonst so frommen theravadabuddhistischen Ländern:

- Auf der einen Seite Kambodscha: Hier waren es vor allem Bhikku (Mönche) des Sangha (theravadabuddhistischen Mönchsordens), die nach den Schreckensjahren der Khmer-Rouge-Herrschaft das Grundgerüst der buddhistischen Tradition wieder einigermaßen haben aufrichten können. Bezeichnenderweise geschah dies ausgerechnet in den Jahren der schlimmsten Bedrängnis, und zwar in Flüchtlingslagern, die auf dem Gebiet des theravadabuddhistischen Nachbarstaats Thailand lagen, vor allem in Aranya Prathet. Die Mönche, die auch hier bei ihrer schönen alten Sitte geblieben waren, inmitten der Bevölkerung zu leben und mit ihr das gemeinsame Schicksal zu teilen, hatten sich in den Lagern allerdings keineswegs nur auf die Fortsetzung der Liturgie beschränkt, sondern waren in höchst innovativer Weise dazu übergegangen, auch Sozialdienste zu leisten, die, wie sich später herausstellte, auch für das Nach-Lagerleben modellhafte Bedeutung erlangen sollten, vor allem durch Gründung der Bewegung "Buddhism for Development" durch den Mönch Heng Monychenda. Zentrales Anliegen dieser Bewegung war es, die Emanzipation der Bauern zu fördern, indem man sie den traditionellen Klauen der Geldverleiher entriß. Dasselbe Ziel hatten übrigens nicht zufällig auch die Roten Khmer verfolgt, die allerdings weit übers Ziel hinausgeschossen und die Bauern in eine neue Art von Versklavung führten.

Das Verdienst des Heng Monychenda war es, in Aranya Prathet Reis- und Zugtierbanken sowie Spar- und Darlehensgemeinschaften auf Dorfebene gegründet zu haben, die es den Bauern ermöglichten, ohne die Gefahr neuer Abhängigkeiten Zeiten des Geld- und Reismangels zu überstehen. Mit Sozialdiensten dieser Art verstand es der Sangha, auch den Buddhismus als Religion wieder attraktiv zu machen.

Über die damals neugegründeten „Reisbanken“ pflegten die Bauern nach dem Einsetzen der Monsunniederschläge im Mai/Juni Reissaatgut aufzunehmen, wobei sie das Versprechen abzugeben hatten, den „kreditierten“ Reis nach der Ernte im Februar/März in natura zurückzahlen, und dabei als „Zins“ 50% zu erbringen: Für zwei Sack „kreditierten“ Reis hatten sie nunmehr also drei zurückzuerstatten. So zufriedenstellend fielen diese Transaktionen aus, daß traditionelle Geldverleiher schon bald keinen Fuß mehr in die Tür stellen konnten.

Ähnlich funktionierten die Zugtierbanken, die dem Zwecke dienten, mittellosen Bauern vorübergehend eine Kuh zur Verfügung zu stellen, und zwar mit der Auflage, das Muttertier während der „Kreditierungs“-Zeit zu füttern. Hatte die Kuh ein Kalb geboren, blieb sie noch ein halbes Jahr bei dem „Kreditnehmer“, der das Jungtier behalten durfte, während die Kuh an die Tierbank zurückzugeben war und anschließend an andere Bauern weiterverliehen wurde.

Mit Sozialmodellen dieser Art versuchte der Sangha auch nach Neubegründung des kambodschanischen Königreichs im Jahre 1993 zum Schrittmacher einer authentischen Dorferneuerung zu werden. Schnell hatten es sich die Mönche übrigens angewöhnt, Sozialdienste dieser Art als Gegenleistung dafür zu begreifen, daß sie von der

Bevölkerung auch jetzt wieder durch milde Gaben alimentiert wurden.

Gerade nach den finsternen Jahren der Khmer-Rouge-Herrschaft war die Erkenntnis gewachsen, daß die Zukunft Kambodschas letztlich von einer soliden Erneuerung der Traditionen abhing. Mit Innovationen solcher Art konnte der Sangha – wieder einmal! – zum Hoffnungsträger werden und, über den karitativen Dienst, übrigens auch seinen seelsorgerischen Auftrag neu beglaubigen. Gerade in diesem Doppelzusammenhang wird besonders deutlich, daß Religion mehr ist als „Opium für das Volk“!

- Während der Buddhismus in Kambodscha zum Rettungsanker wurde, begann er im benachbarten Thailand, das Ende der 80er Jahre eine in seiner Geschichte bis dahin unerreichte wirtschaftliche Blüte erlebte, immer mehr zu verflachen.

Zwar waren die Tempel auch hier nach wie vor mit Gläubigen gefüllt, die lächelnd die Statuen umwandeln und die die Mönche nach altem Herkommen allmorgendlich mit Wegzehrung versahen, doch drohten diese Werke der Frömmigkeit im Zeichen eines neuen Konsumrausches zum äußerlichen Ritual zu verkommen, zumal die Medien im Zeichen der Prosperität und des verschärften Konkurrenzkampfes dazu übergegangen waren, erstmals auch das Innenleben des Sangha systematisch zu durchröntgen und, wo immer möglich, mönchisches Fehlverhalten medienwirksam aufzuspießen, sei es, daß „Bhikkus“ karikiert wurden, wie sie in aller Öffentlichkeit rauchten, mit einer Fotokamera behängt herumliefen und im Tempel Geld zählten oder sei es, daß genüßlich Sex-Skandale ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt wurden, so z.B. die Affären des landesweit bekannten Bhikku Phra Yantra Ammaro, der 1994 zugeben mußte, mit mehreren Frauen geschlechtliche Beziehungen unterhalten zu haben, und in dessen Zelle obendrein noch Quittungen über diverse Bordellbesuche hatten aufgestöbert werden können. Ein anderer Mönch hatte, in der Verblendung eines Vergewaltigungsversuchs, gar eine britische Touristin ermordet. Beide Fälle wurden von der Sensationspresse groß herausgestellt und in eine lange Kette angeblich ähnlicher Begebenheiten eingefügt, so daß beim einfachen Laien immer häufiger Zweifel am Sangha aufkamen; gilt es doch in der Bevölkerung nach wie vor als ausgemacht, daß ein Mönch, der das sexuelle Askesegebot durchbricht, kein Mönch mehr ist, auch wenn er weiterhin seine safrangelbe Kutte trägt.

Zwar ist der Buddhismus nicht zum ersten Mal in der thailändischen Geschichte in eine Krise geraten, doch scheint er im 20. Jh. einen besonderen Tiefpunkt erreicht zu haben. Zwei Ereignisse hatten hierfür Vorarbeit geleistet: 1901 war der Buddhismus zur Staatsreligion erklärt worden und hatte damit seine Rolle als Kontrollinstanz gegenüber der herrschenden Elite verloren. War der Sangha damals noch mit einem blauen Auge davongekommen, weil er nun zumindest verstärkte staatliche Unterstützung erhielt, so waren 1957 auch diese Privilegien verlorengegangen, nachdem Feldmarschall Sarit Thanarat mit amerikanischer Hilfe an die Macht gekommen war und den Rat amerikanischer „Experten“ akzeptiert hatte, daß das traditionelle buddhistische Gebot der Genügsamkeit so weit wie möglich entsorgt werden solle, da es sich mit modernen Anforderungen an die wirtschaftliche Entwicklung und an technologische Neuerungen nicht vertrage. Sarit hatte sich damals in der Tat für die Moderne und gegen den Buddhismus entschieden.

Für den Sangha war nunmehr guter Rat teuer. Immerhin sollten nach einhelliger Meinung traditionelle und moderne Erfordernisse dergestalt aufeinander abgestimmt werden, daß die Mönche auch in moderner Zeit ihre Vorbildfunktion beibehielten.

Streit kam jedoch über die soziale Verpflichtung des Mönchtums auf, die von einem Teil des Sangha abgelehnt, von einem anderen aber leidenschaftlich befürwortet wurde, so z.B. von der Suan-Mokh-Bewegung des 1993 verstorbenen buddhistischen Vordenkers Buddhadasa („Sklave Buddhas“), die den Kampf gegen Drogen und gegen Aids sowie für die Dorfmodernisierung und die Förderung von Nachhaltigkeit in der Landwirtschaft auf ihre Fahnen geschrieben hat. Vor allem aber kämpft die Bewegung für die Erhaltung der Wälder, die nicht kurzsichtiger Geldgier geopfert werden sollten. Eines der wirksamsten Mittel gegen Waldzerstörung besteht darin, daß Mönche die gefährdeten Bäume mit der traditionellen safranfarbenen Robe „umkleiden“ und sie dadurch mit in die Ordensgemeinschaft aufnehmen. Da auch die abgebrühtesten Ungläubigen in Thailand vor dem Mord eines „Mönchs“ – also vor dem schlimmsten aller Verbrechen überhaupt – zurückschrecken, erzielen die Suan-Mokh-Anhänger mit diesem Vorgehen erheblichen Geländegewinn – zumindest bei der breiten Bevölkerung, während sie gleichzeitig den Haß der Holzindustrie auf sich gezogen haben.

Unter den neuen Bedingungen könnte es durchaus dazu kommen, daß der Sangha, dessen klassische Aufgabe es doch eigentlich immer gewesen war, die Welt als leidverhaftet und wesenlos zu „enttarnen“, nunmehr einen teilweise ganz entgegengesetzten Weg beschreiten und ausgerechnet über die Propagierung „gesunder“ sozialer und ökologischer Verhältnisse einen Weg zu den Herzen der Bevölkerung suchen muß. Für Thailand hätte dies immerhin die heilsame Nebenwirkung, daß der Kampf gegen marktwirtschaftliche Exzesse nicht mit Mitteln des Klassenkampfes geführt, sondern, nach gut buddhistischem Brauch, gewaltlos inszeniert wird.

Sollte sich der neue Kurs auf breiter Ebene durchsetzen können, so hätte dies auf die Gesamtgesellschaft einen nicht unerheblichen Einfluß; gibt es in Thailand am Ende der 90er Jahre doch immer noch rund 300.000 Mönche und 30.000 Klöster!

Ein ähnliches Vakuum wie in Kambodscha – und vielleicht zunehmend in Thailand – füllt der Sangha auch in Laos aus, in dem, ebenso wie in den beiden Nachbarländern Vietnam und Kambodscha, 1975 eine kommunistische Partei die Macht ergriffen hat. Damals, am 2. Dezember 1975, war die bis dahin 661 Jahre alte Monarchie abgeschafft und eine „Volksrepublik“ ausgerufen worden. Anders als in Kambodscha hatte es in Laos nach diesem Machtwechsel zwar keine blutigen Verfolgungen des Sangha gegeben, wohl aber waren die drei Mönchsgruppierungen, die sich bis dahin für verschiedene Bürgerkriegsfraktionen eingesetzt hatten, unter dem Dach einer einzigen Massenorganisation, nämlich der „Laotischen Vereinigten Buddhistischen Organisation“ zwangsvereinigt worden.

Von diesen drei Schulen hatte vor allem die Pathet-Lao-nahe Gruppe schon früh zahlreiche Ähnlichkeiten zwischen Buddhismus und Sozialismus entdecken können: Buddha habe die Menschen gelehrt, Meister ihrer selbst zu sein, Gefühle des Neids und der Eifersucht zu unterdrücken, kein anderes Wesen zu töten, nicht zu stehlen

und keinen Ehebruch zu begehen, nicht zu lügen, keinen Alkohol zu trinken und ein Leben in Stille und Ausgeglichenheit zu führen.

All dies seien Lehren, die mit den Richtlinien der laotischen KP eigentlich fast bruchlos zusammenpaßten, weshalb es einem buddhistischen Mönch doch unmöglich schwerfallen könne, dem „sozialistischen Pfad“ zu folgen und – gemeinsam mit der KP – auf die Errichtung einer Gesellschaft hinzuwirken, in der die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen aufgehoben sei, in der jedermann gleiche Rechte genieße und die sich bemühe, ein friedliches und prosperierendes Land aufzubauen!

Den im Thammayut und im Maha-Nikhai kongregierten Ordensteilen, die bis 1975 neutral zu bleiben bzw. für die königliche Seite zu werben versucht hatten, die sich nun aber an der Seite der Pathet-Lao-Anhänger unter einem gemeinsamen, von der KP gezimmerten Dach wiederfanden, blieb nichts anderes übrig, als diese von den „linken Mönchen“ geschaffenen Wortregelungen weitgehend zu übernehmen – und dies, obwohl sie mit dem neuen Credo keineswegs immer einverstanden waren.<sup>38</sup>

Nachdem Laos – ganz im Fahrwasser Vietnams – zwischen 1975 und 1979 einen harten Kurs gegangen war, begann sich das Verhältnis zwischen Staat und Religion bereits mit den ersten Reformen wieder zu entspannen. Unter den rund zehntausend buddhistischen Mönchen und Novizen hatte sich bis dahin ein Konsens darüber eingestellt, daß dem Sangha vier Hauptaufgaben obliegen, nämlich (1) die Bevölkerung zu belehren, jenem Pfad zu folgen, der gleichermaßen buddhistisch und sozialistisch ist, (2) am Kampf gegen den Analphabetismus teilzunehmen, (3) medizinische Heilpflanzen zu sammeln und daraus traditionelle Heilmittel herzustellen sowie die Tempel in Pflegeheime zu verwandeln und (4) pflanzentechnische sowie ackerbauliche Experimente auf den Tempelgeländen durchzuführen und die daraus gewonnenen Erkenntnisse an die Bauernbevölkerung weiterzuvermitteln. Hand in Hand damit obliegt es den Mönchen, die Bauern dazu aufzufordern, Verbindungsstraßen zwischen den Dörfern zu bauen, Bewässerungssysteme anzulegen und für die Errichtung von Krankenhäusern sowie von Schulen zu sorgen.

Ähnlich wie in Kambodscha folgte dem „ora“ also auch hier schon bald das „labora“ – und der soziale Dienst.

Im Zeichen der Debatte über das Verhältnis zwischen Kommunismus und Buddhismus hat sich auch in Laos nach und nach die Überzeugung durchsetzen können, daß die soziale In-Pflicht-nahme des Sangha eine Art Gegenleistung dafür sei, daß die Laien das Mönchtum von wirtschaftlichen Produktionsaufgaben entlasten: in der Tat ertönt auch heute noch jeden Morgen gegen 6.30 Uhr durch die Hauptstraßen Luang Prabangs der Gong, woraufhin Männer und Frauen mit ihren Gaben – meist gekochtem Klebereis – zu den Hauptdurchgangsstraßen eilen, wo die Mönche barfuß, safrangelb gekleidet und in langen Reihen hinter ihrem Abt herschreiten, stumm die milden Gaben einsammeln, ohne dabei die Geber anzublicken oder aber sich bei ihnen zu bedanken: früher galt es als ausgemacht, daß sich die Laien mit diesen Gaben an die Mönche vor allem selbst beschenkten – und zwar durch Erwerb von Karma. Heutzutage scheint man als Gegenleistung auch säkulare Wohltaten zu erwarten, nämlich verstärkte soziale Dienstleistungen des Mönchtums.

<sup>38</sup>Näheres dazu SOAa, 1991/5, S.226 ff., hier 236 m.N. sowie SOAa, 1994/3, S.145 ff.

Es ist diese neue *soziale Rolle* des geistlichen Stands, die auch im Zeichen wachsender Bedrängnis verstärkt nachgefragt wird und die als solche zugleich auch den Weg zurück zu den Glaubensinhalten neu öffnen dürfte.

Religion hat, so gesehen, reelle Chancen, zu einer kraftvollen Erneuerung zu finden – und damit den Gläubigen zugleich auch zur Wiedergeburt eines authentischen Selbstverständnisses zu verhelfen.

Vielleicht noch spektakulärer als in der hinduistischen, der islamischen oder der theravadabuddhistischen Welt erfolgte die Wiedererstehung des Religiösen im metakonfuzianischen Kontext.

Dies gilt zunächst einmal für *Japan*, das nach dem Giftgasanschlag der Aum-Sekte i.J. 1995 statistisches Material freigab, das nicht nur die Außenwelt, sondern auch die japanische Bevölkerung selbst in Erstaunen versetzte. Während nämlich nur rund 20% der Japaner regelmäßig shintoistische Schreine oder buddhistische Tempel aufsuchen, gab es zur gleichen Zeit nicht weniger als 180.000 Sekten, die neben den bekannten Religionen gleichsam „im Verborgenen blühten“ und deren Anhängerschaft offensichtlich hoch emotionalisiert war. Angeblich gehört jeder zehnte Japaner einer dieser Sekten an.

Gründe für diese Sektenimplosion sind offensichtlich die Anpassungszwänge und die Gefühlskälte der Leistungsgesellschaft, der vor allem junge Japaner immer häufiger zu entfliehen versuchen. Offensichtlich ist es die Suche nach neuem Sinn in einer als leer empfundenen Gesellschaft, die das Saatbeet für Sektenwachstum und für charismatische Gestalten à la Shoko Asahara liefert, welche letzterer sich zu einem Endzeitpropheten aufgeschwungen und u.a. Mordbefehle erteilt hatte. Nicht wenige Kulturkritiker sagten es der japanischen Gesellschaft daher auf den Kopf zu, daß die Sekten solange erfolgreich blieben, als die bestehende Gesellschaft nicht von Grund auf verändert würde.

Die „Aum“ ist die mittlerweile berüchtigste, die Soka Gakkai aber die bekannteste Sekte Japans, mit einem Heer von immerhin rund 8 Mio. Anhängern, einem geschätzten Vermögen von rund 100 Mio. US\$ und einem politischen Arm, der die Soka Gakkai auch zu einem politischen Machtfaktor hat werden lassen, nämlich der „Partei für saubere Politik“ (Komeito), die 1994 z.T. in der Neuen Fortschrittspartei (Shinshinto) aufging. Wie andere Sekten wurde auch die Soka Gakkai von einem charismatischen Meister begründet, Daisaku Ikeda. Solange „Meister“ dieser Art ihren Anhängern gesellschaftsadäquate Anweisungen erteilen, können sich Staat und Gesellschaft zurücklehnen; doch wehe, sie begeben sich auf den Weg Shoko Asaharas!

- Mit Erstaunen verfolgt die westliche Welt auch die Entwicklung der Religion in *Südkorea*. Nach dem Koreakrieg hatte Pfarrer Paul Cho Yong Gi eine Kirche mit bescheidenen Anfängen, nämlich zunächst in einem Großzelt in Seoul, begründet. Heutzutage beläuft sich die *Yoido-Evangelistenkirche* auf rund 800.000 Mitglieder und gehört damit zu den größten Kirchen-Kongregationen der Welt.

Offensichtlich war es die Verzweiflung, die nach dem Koreakrieg um sich gegriffen hatte, aber auch die immer gähnendere Leere, die mit dem Wirtschaftswunder und mit dem Leben in den neuen Millionenstädten einherging, die viele Koreaner nach einem neuen Sinn suchen ließen.

- Auch im nachmaoistischen *China* hat sich ein weiterer Korridor zur Religion hin aufgetan, und zwar – ebenso

wie in Korea – in Richtung Christentum. Mitte der 90er Jahre beläuft sich die Zahl der Protestanten auf rund 13 Mio.,<sup>39</sup> die der Katholiken auf 10-12 Mio., wobei der offiziellen Kirche 4-5 Mio., der „Untergrundkirche“ aber 4-6 Mio. Gläubige angehören.<sup>40</sup> Gerade die christlichen „U-Boote“ beginnen der Religionsbürokratie wachsende Sorgen zu bereiten.<sup>41</sup>

Als Hauptursachen für die neue Hinwendung zur Religion werden die „Seelenlosigkeit“ der Gesellschaft, das wachsende Gefälle zwischen *dakuan* (d.h. „Neuen Reichen“) und dem „Rest“ sowie die Hilflosigkeit vieler Menschen gegenüber jenen „sieben Todsünden“ angeführt, die mit dem raschen Wandel der Gesellschaft einhergehen, nämlich mit Korruption, Glücksspiel, Drogen, Egoismus, pietätlosem Verhalten, Prostitution und dem Mißtrauen gegenüber der Politik.<sup>42</sup>

Hinzu kommen zwei weitere Gründe, nämlich „Aberglaube“ und „Gesicht“. Als „Aberglaube“, dessen „Auswüchse“ gemäß §165 StGB unter Strafe gestellt wurden, gilt jedes abweichende Verhalten, das über die „normale religiöse Betätigung“ hinausgeht, seien es nun Handlungskünste, Exorzismus, Geomantik (Fengshui), Heilzauber oder Weissagungen. Auch die Zugehörigkeit zu religiösen Sekten (*huidaomen*, wörtl. „vereinigte Wege und Tore“), vor allem aber zu Geheimgesellschaften, begegnet blankem Mißtrauen.

Trotz alledem ist z.B. Fengshui populär wie eh und je. Nach Fengshui-Regeln gibt es keine Zufälle. Alles und jedes wird vielmehr durch „Wind-Wasser-Regeln“ vorprogrammiert – und dies sogar in einer so modernen Großstadt wie Singapur. Als beispielsweise das Hyatt-Hotel, ein Haus der gleichnamigen Luxuskette, Anfang der 70er Jahre in Singapur wegen lokaler Überkapazitäten rote Zahlen zu schreiben begann, konsultierte das Management sogleich einen Fengshui-Spezialisten, der den Ursachen des Unheils im Nu auf die Spur gekommen war: liege doch die Eingangsfront des Hotels mitsamt dem Kassenraum nicht nur, allen Fengshui-Regeln zuwider, nach Norden hin, sondern sei zudem mit einer riesigen nördlichen Glasfront nach außen hin so gut wie ungeschirmt; kein Wunder, daß die zumeist aus nördlicher Richtung angreifenden Wind- und Wasserdämonen ohne Mühe durch die Eingangsfront eindringen und die Kassen leerräumen könnten. So lief denn die Empfehlung des Geomanten an die Architekten in der Tat darauf hinaus, daß die bisher in glatter Front verlaufenden gläsernen Eingangsfassaden neu in „Ziehharmonika“-Form aufgefaltet, daß ferner vor der Eingangspforte eine Geistermauer in Form von Springbrunnen und Blumenarrangements errichtet und daß nicht zuletzt im Speisesaal ein nach altchinesischem Muster angefertigtes, etwa acht Meter (daoisches Grundmaß!) langes Holzboot mit der Inschrift „sichere Reise“ installiert werden sollte.

Mit dem Hyatt-Hotel ging es nach Durchführung dieser viele Millionen Dollar verschlingenden Reparaturmaßnahme geschäftlich schnell wieder aufwärts.<sup>43</sup>

Auch das Unglück der Übergabe Hongkongs an die VR China wurde von den Geomanten auf Verstöße gegen das Fengshui-ABC zurückgeführt: An der Berührungszone zwischen dem Festland und der Insel Hongkong,

<sup>39</sup>So die Schätzung der Amity Foundation, AW, 15.12.95, S.88.

<sup>40</sup>So *China heute*, 1996, S.27.

<sup>41</sup>Dazu *China heute*, 1996, S.66 und ebd., S.98.

<sup>42</sup>AW, 17.2.95, S. 24 f.

<sup>43</sup>Evelyn Lip, *Chinese Geomancy*, Singapore 1979, S.104 ff.

von wo aus der ansonsten glückverheißende „neunköpfige Drache“ („Kowloon“, *jiu long* genannt) seit Jahrhunderten kosmischen Atem sowie segenspendendes Wasser über Hongkong zu verströmen pflegte, sei 1988 die „Harmonie“ gestört worden, und zwar durch den Bau des 315 m hohen „Wind- und Wasserkratzers“ der Bank of China, der ausgerechnet auf jener Hauptdrachener errichtet wurde, die von der Mitte der „Neun-Drachen-Halbinsel“ (Kowloon) hinüber zum Victoria Peak führt. Kein Geomantiker, der hier nicht warnend seine Stimme erhob und nicht unheilverkündende Analysen angestellt hätte. Bei der Bevölkerung trafen solche Befunde denn auch auf offene Ohren – und weitgeöffnete Augen: Ist doch die Meinung der Geomanten so begehrt, daß sie auch im Fernsehen regelmäßig auftreten.

- Daß die Wiederbelebung der Religion auch mit „Gesichts“-Überlegungen zusammenhängen kann, ist vor allem auf *Taiwan* deutlich geworden. Besonders spektakulär zeigt sich die Renaissance der Religion dort in Form immer prestigeträchtigerer Tempelneubauten sowie in der Wiederbelebung von Pilgerfahrten, deren Tradition lange Zeit in Vergessenheit geraten war.

Das Doppelmotiv für die Errichtung so überaus prachtvoller Andachtsstätten besteht, wie Umfragen ergeben haben, vor allem darin, daß die Dorfbewohner zum einen „ihrer“ Göttin *Mazu* für den neugewonnenen Wohlstand danken, daß sie darüber hinaus aber auch Gesicht gewinnen wollen: Kein Spender beispielsweise, der nicht Wert darauf legte, daß sein Name auf den Bauteilen, Balken oder Steinen, die er gestiftet hat, sichtbar eingraviert würde. Aber auch das „Wir-Gefühl“ eines Dorfes oder einer Region darf nicht zu kurz kommen: erfüllt es doch die Bauern mit Stolz, wenn sich Pilger aus anderen Regionen von der Pracht ihres Tempels beeindruckt lassen, den sie selbst mitorganisiert und mitfinanziert haben.<sup>44</sup> Ein weiteres treibendes Motiv für den Bau von Großtempeln ist darüber hinaus durchaus auch wirtschaftlicher Art: je größer nämlich ein Tempel und je wehevoller seine Aura, um so stattlicher auch die Zahl der Pilger, die ihn besuchen und die mit ihren Opfergaben und Devotionalieneinkäufen die Kassen klingeln lassen.

Fazit: Zwar weichen die verschiedenen Religionen Asiens auch heute noch weit voneinander ab, sei es, daß sie vom Bhikku, vom Imam, vom katholisch-philippinischen Priester, vom Guru oder vom Sektenführer repräsentiert werden; doch gleichen sie sich am Ende wiederum darin, daß sich überall in Asien eine Rückkehr *des* Religiösen feststellen läßt, dessen Einfluß im Zeichen neuer Bedrängnisse und Krisen noch ein weiteres Mal zunehmen dürfte.

### 7.2.3.2

#### Emigrieren

Emigration kann zwar auch nach innen hin erfolgen. Da dieses Thema aber bereits im vorigen Kapitel angeschnitten worden ist, soll im vorliegenden Zusammenhang ausschließlich von solchen Migrationen die Rede sein, die „über die Landkarte hinweg“ erfolgen.

Bis weit ins 19. Jh. hinein vollzogen sich solche Bewegungen fast ausschließlich innerasiatisch: erst dann, vor

allem aber im 20. Jh., begannen sie weit über Asien hinauszugreifen.

### 7.2.3.2.1

#### Innerasiatische Völkerwanderungen – einst und jetzt

Obwohl der Begriff Völkerwanderung von der europäischen Geschichtsschreibung geprägt und vor allem auf die (meist germanischen) Völkerverschiebungen zwischen 250 und 500 n. Chr. gemünzt ist, ließe er sich auf die Geschichte Asiens mit noch weitaus mehr Berechtigung anwenden, da die Wanderungen hier im Laufe der Zeit noch weitaus größere Dimensionen als im frühmittelalterlichen Europa angenommen haben, und übrigens bis auf den heutigen Tag nicht zum Stillstand gekommen sind.

Die beiden größten Völker Asiens, Indien und China, haben überhaupt erst durch Migrationsbewegungen zu *dem* werden können, was sie heute sind: in Indien waren es zwei große arische Wanderungen, die nicht nur die vorarischen Induskulturen von Harappa und Mohenjo Daro marginalisierte, sondern darüber hinaus auch die Verbindungen zwischen den ursprünglich weit auseinander lebenden Völkerschaften des Subkontinents hergestellt, sie mit ihren Kastenregeln freilich auch sogleich wieder religiös und sozial segregiert haben.

Anders als Indien wurde China zwar nicht zentripetal, sondern eher zentrifugal entwickelt, insofern sich das Chinesentum zunächst langsam von seiner kulturellen Wiege im Bereich des Huanghe-Bogens nach allen Seiten hin ausbreitete; doch kam es dann auch hier zu einer großen Wanderung, in deren Gefolge sich der Schwerpunkt des Reichs vom Huanghe zum Yangzi, d.h. von der Weizen- zur Reisbauregion hin verlagerte – und damit eine Standortverschiebung erfolgte, die epochale zivilisatorische Konsequenzen nach sich zog.

Noch weiter mit ihren Wanderungsbewegungen griffen die Nomadenstämme aus, die in Südostasien, vor allem aber in Zentralasien zuhause waren und von denen vor allem vier Völker Weltgeschichte machten, nämlich die Xiongnu (Verwandte der Hunnen), die zu Beginn der christlichen Zeitrechnung dem Chinesischen Reich zu schaffen machten, die Mongolen, die im 13. Jh. fast über den gesamten eurasiatischen Kontinent hinwegfegten, die Türken, die ihren Ursprung auf die Altai-Region zurückführen, die im Laufe der Jahrhunderte aber bis an die Grenzen Europas vorstießen und 1453 sogar Byzanz eroberten konnten sowie nicht zuletzt die Manzhou, die China von 1644 bis 1911 beherrschten.

Nicht nur diese Großen Vier, sondern auch kleinere Nomadenvölker haben immer wieder Dynamik ins Geschehen gebracht. Kaum ein spannungsgeladeneres Verhältnis läßt sich vorstellen als das jahrhundertelange Tauziehen zwischen Hirtennomaden und Getreidebauern, das vor allem an den Rändern Westchinas und Nordpersiens immer wieder zu blutigen Zusammenstößen führte.

In der Hochburg der Nomaden, nämlich in Zentralasien, war es zwar – und zwar entlang der „Seidenstraßen“ – durchaus auch zur kulturellen Begegnung zwischen den Kulturen gekommen, doch mehr noch erwies sich dieses Gebiet als Epizentrum politischer Erdbeben, deren Stöße sich in Form blutiger Eroberungszüge immer wieder nach allen Seiten hin ausbreiteten: Man denke an den Hunnensturm im 3. Jh., an die Angriffe der Tibeter („Tufan“) auf das Tang-Reich im 7. Jh. und an die mongolischen Eroberungen im 13. Jh. Wie die Hunnen eine europäische,

<sup>44</sup>Dazu ausführlich Johanna Pennarz, *Mazu, Macht und Marktwirtschaft. Die religiöse Organisation im sozialen und ökonomischen Wandlungsprozeß der ländlichen Gesellschaft Taiwans*, München 1992, S.49.

so lösten die Mongolen in Südchina eine asiatische, genauer südostasiatische, Völkerwanderung aus, in deren Verlauf vor allem die meisten Thai-Stämme vom heutigen Südchina aus nach Festlandssüdostasien flohen und dort Königreiche und Staaten begründeten, die später z.T. unter chinesische, vietnamesische oder birmanische Vorherrschaft gerieten, die in Form von Thailand und Laos aber auch zu autonomen Staaten werden konnten.

Nicht nur Tieflandvölker, sondern auch „Montagnards“ haben sich immer wieder in Bewegung gesetzt: nicht zuletzt als Brandrodungsbauern zogen – und ziehen – sie durch die Hoch- und Mittelgebirgsketten in Festlandssüdostasien, wo man auch heute noch ganze Familien mit Sack und Pack auf Wanderschaft antreffen kann: In Vietnam und Laos werden offiziell drei Kategorien unterschieden, nämlich „echte Nomaden“, die alle drei bis fünf Jahre ihren Wohnort wechseln, „Halbnomaden“, die zwar stationär siedeln, aber weiterhin eine „wandernde“ (Schwend-) Landwirtschaft betreiben und schließlich Minderheiten, die, sobald sie in situ kein Auskommen mehr finden, wieder ins nomadische Leben zurückverfallen.

Treibgut sind diese Nomaden oft auch im politischen Bereich: Während der beiden Indochinakriege konnten sie deshalb immer wieder von den verschiedensten Konfliktparteien als „Widerstandsorganisationen“ eingespannt werden, wobei die traditionellen Gegensätze zwischen Hochland- und Tieflandvölkern den Hintergrund für ein vielschichtiges – und emotional aufgeladenes – Pro und Contra lieferten.

Selbst einer soliden Bauerngesellschaft wie der vietnamesischen sind Wanderungsbewegungen keineswegs fremd geblieben – man denke an den großen Zug nach Süden, der – vom Rote-Fluß-Delta aus – im frühen 16. Jh. einsetzte und erst im 18. Jh. zuende ging, wobei das auf dem Wege liegende Cham-Reich völlig unter die Räder geriet, während das ins Saigon-Delta hineinragende Khmer-Reich um ein Haar von der Landkarte getilgt worden wäre.

Neben den Völkerwanderungen zu Land darf übrigens das Nomadentum der „seeschweifenden“, zumeist malaisischen Völker, nicht vergessen werden, die im Laufe der Jahrhunderte den gesamten südlichen Inselgürtel von Madagaskar bis zur Osterinsel besiedelten.

Die innerasiatischen Wanderungen haben sich auch in kolonialer und nachkolonialer Zeit fortgesetzt, wenn auch aus ganz anderen Motiven:

Während der Kolonialzeit waren Millionen von Asiaten, vor allem Inder und Chinesen, als Arbeitskräfte in Südostasien angeworben worden, wo sie sich allerdings meist schnell aus Arbeitsverpflichtungen in Plantagen und Bergwerken davonmachen und eigene Existenzen aufbauen konnten.

Im Gegensatz zu diesen wirtschaftlichen Überlegungen waren die großen Wanderungsbewegungen nach dem Zweiten Weltkrieg, vor allem nach dem Ende der Kolonialherrschaft, hauptsächlich *politisch* motiviert:

So setzte nach der Teilung Britisch-Indiens eine regelrechte Völkerwanderung ein, in deren Gefolge 26 Mio. Menschen eine neue Heimat in Pakistan, in der Indischen Union oder später in Bangladesh fanden.

Auch aus China flohen zwischen 1945 und 1949, d.h. im Zuge des Bürgerkriegs und der Machtergreifung durch die KPCh, rund 4,5 Mio. Menschen, und zwar hauptsächlich nach Taiwan (2 Mio.), nach Hongkong (1,3 Mio.) oder in die USA.

Sogar die drei Indochinaländer Vietnam, Kambodscha und Laos waren Ausgangspunkt für umfangreiche Land- und Boat people-Fluchtbewegungen, die sich während der beiden Indochinakriege, aber auch nach dem Sieg der drei realsozialistischen Regime in Bewegung setzten. Das UNO-Flüchtlingswerk rubrizierte um die Jahreswende 1990/91 weltweit immer noch 20 Mio. Menschen als „Kriegsflüchtlinge“, von denen jeder Dritte ein Asiate – nicht zuletzt aus Indochina – war.

Seit dem Ende der großen militärischen Auseinandersetzungen auf dem asiatischen Kontinent haben sich die Fluchtursachen erneut von Grund auf geändert. Heutzutage – und wohl noch weit hinein bis ins 21. Jh. – sind es vor allem ökologische und wirtschaftliche Motive, die Wanderungen auslösen:

Wo die Wälder abgeholzt, die Böden ausgelaugt und die Küstengewässer überfischt sind, aber auch dort, wo Mammutprojekte hochgezogen werden, verlassen ungezählte Menschen ihre angestammte Heimat. Allein in Indien beispielsweise führen großangelegte Entwicklungsprojekte Jahr für Jahr zur Vertreibung von rund 2 Mio. Ansässigen. Was China anbelangt, so müssen im Zuge der Errichtung des „Drei-Schluchten-Damms“ am Yangzi bis zum Jahr 2008 rund 1,2 Mio. Menschen ihre frühere Heimat verlassen.<sup>45</sup> Durch die Aufstauung des Yangzi gehen 30.000 ha Ackerland, 13 Städte und 140 Kleinstädte verloren.

Noch wichtiger freilich als ökologische sind wirtschaftliche Motive: Vor allem ist es das ständig wachsende Einkommensgefälle zwischen wohlhabenden und zunehmend marginalisierten Gebieten, das immer neue „Asylantenfluten“ auf Wachstumsregionen zustürzen läßt, die meist in die Städte gespült werden oder sonst innerhalb der nationalen Grenzen versickern, die immer häufiger aber auch über die eigenen nationalen Grenzen hinausgeraten: nicht zufällig verlaufen die Wanderungsbewegungen in Asien vor allem in Richtung Japan sowie der vier Drachen- und der drei Tigerländer.

Was Malaysia anbelangt, so gab es dort beispielsweise Ende 1995 1,2 Mio. ausländische Arbeitskräfte, deren Zahl sich bis zum Jahr 2000 auf 2,3 Mio. – also auf ein Zehntel der gesamten Einwohnerschaft des Landes – erhöhen könnte, falls es nicht gelingt, die Abhängigkeit von ausländischen Arbeitskräften zu verringern.

Ende 1995 stammten rund 250.000 der offiziell registrierten Ausländer aus Indonesien, 80.000 aus Bangladesh, 26.000 von den Philippinen und 22.000 aus Thailand.<sup>46</sup>

Daneben gibt es freilich noch eine hohe Dunkelziffer von Migranten, die illegal über die grüne Grenze kommen. Im März 1996 hat Malaysias Regierung eine rund 3 m hohe Mauer an der Grenze zum nördlichen Nachbarn Thailand errichtet, um dem Zustrom (und dem Schmuggel) wenigstens auf dem Landweg Grenzen zu setzen. Darüber hinaus hat Kuala Lumpur noch drei weitere Schranken errichtet: erstens werden Unternehmer, die illegal Arbeitskräfte beschäftigen, mit hohen Geldstrafen bedroht. Zweitens gibt es mittlerweile Versuche, Pensionäre oder Hausfrauen aus der eigenen Bevölkerung für „geeignete“ Berufe zu gewinnen und drittens sollen die arbeitsintensiven Positionen nach und nach durch kapital- und technologieintensive Arbeitsplätze ersetzt werden.

<sup>45</sup>C.a., 1995/8, S.718 ff.

<sup>46</sup>SOAa, 1996/1, Ü 47 m.N.

Die neue Politik stößt freilich überall dort auf Grenzen, wo es um schweißtreibende oder schmutzige Arbeit geht, für die sich die Bewohner Malaysias mittlerweile längst zu schade sind, z.B. für die Maloche in den Plantagen oder auf dem Bau. Im Plantagensektor waren Ende 1995 rund 181.000, im verarbeitenden Gewerbe 177.000 und im Haushalt 117.000 Ausländer beschäftigt, die sich kaum noch ersetzen lassen dürften.

Mittlerweile sind zahlreiche Betriebe in den Tiger- und Drachenländern auch dazu übergegangen, Gastarbeiter nicht mehr ins eigene Land kommen zu lassen, sondern vielmehr in den Ländern mit „Billigarbeitskräften“ zu investieren.

Eine weitere „Abwehr“methode besteht in der Abschiebung, für die vor allem Hongkong und Indien bekanntgeworden sind: Hongkong hat bis zu seiner „Rückkehr“ in die VR China im Jahre 1997 Zehntausende von vietnamesischen Boat-people repatriiert. Was Indien angeht, so begann dort zu Beginn der 90er Jahre die „Operation push back“, in deren Verlauf Hunderttausende von Zuwanderern aus dem Nachbarland Bangladesh abgeschoben worden sind. Von dort waren seit Mitte der 70er Jahre in einer Art stillen Invasion rund 16 Mio. Menschen eingesickert: unkontrollierbar für die indische Polizei, da die gemeinsame Grenze sich auf über 4.000 km erstreckt. Die Menschen flohen aus nackter Not aus dem „Armenhaus Asiens“, das zu allem Unglück Jahr für Jahr auch noch von verheerenden Überschwemmungen und Sturmfluten heimgesucht wurde. Die meisten Flüchtlinge hatten sich in den Anrainerstaaten Assam und Westbengalen (je 4 Mio.) sowie in Bihar (2 Mio.) niedergelassen – in Westbengalen vor allem deshalb, weil sie dort aus sprachlichen und ethnischen Gründen von den Einheimischen kaum zu unterscheiden waren.

Ihren Unterhalt hatten die Zuwanderer zumeist als Tagelöhner, Bauarbeiter, Rikschakulis und Hausangestellte bestritten. Viele hatten sich auch in Shantytowns, u.a. in Dharavi bei Bombay, dem größten Slum Asiens, niedergelassen, zumal sie dort als flüchtige Bangladeshis kaum noch identifiziert werden konnten.

Die indischen Parteien waren gegen die Flüchtlinge vor allem deshalb kaum vorgegangen, weil sie sie als Stimmlieferanten entdeckt hatten. Als die Zuwanderer jedoch damit begannen, eigene politische Organisationen zu gründen, hatten sie sich im Handumdrehen die Gunst der Congress Party und vor allem der radikal-hinduistischen BJP verschert, und es begannen – 1992 – jene Abschiebeaktionen, die nicht zuletzt Konflikte mit den Behörden Bangladeshs hervorriefen, weil diese sich weigerten, „Flüchtlinge“ bei sich aufzunehmen, deren Herkunft aus Bangladesh doch gar nicht nachzuweisen sei!

Aber auch *innerhalb* der nationalen Grenzen befinden sich Millionen von Arbeitssuchenden auf dem Weg zu den (vermeintlichen) Fleischtöpfen. In Indien gehören diese Migranten seit Jahrzehnten zum Alltagsbild, in China haben sie sich erst in nachmaoistischer Zeit in Bewegung setzen können. Die hier überall „blind Herumwandernden“ (*mangliu*) bilden ein endloses Heer, das sich fast immer im Dunkelzifferbereich bewegt, das mit 80 bis 100 Mio. aber wohl kaum zu niedrig beziffert ist.

### 7.2.3.2.2

#### Transnationale Mobilmachung

Während die asiatischen Migrationsbewegungen, wie gesagt, bis zum Ende der Kolonialzeit meist innerhalb der

kontinentalen Grenzen zu verebben pflegten, folgen sie heute den weltweiten Zugvogelrichtungen von Ost nach West und von Süd nach Nord, also hauptsächlich weg von den „armen“ und hin zu den wohlhabenderen Regionen. Nach Berechnungen des Migrationsbüros beim Internationalen Arbeitsamt (ILO in Genf) sind im Zeitraum zwischen 1990 und 2030 Verlagerungsströme von jährlich rund 3 Mio. Menschen zu erwarten, die sich anderswo einen neuen Lebensmittelpunkt suchen, wobei rund 1 Mio. in den klassischen Einwanderungsländern Amerika, Kanada und Australien, eine weitere Million in Westeuropa und der Rest in Asien oder Afrika versickert. Gemessen an einer Weltbevölkerung von fast 6 Mrd. Menschen ist diese seit Jahrzehnten verhältnismäßig stabil gebliebene Migrationsquote noch keineswegs dramatisch.

Einer der Hauptgründe für diese Berechenbarkeit ist nicht zuletzt die Politik der beiden bevölkerungsreichsten Länder dieser Welt, nämlich Chinas und Indiens, zur Einschränkung der Emigrantenzahlen – ein Beitrag, der international bisher viel zu wenig gewürdigt worden ist!

„Hauptabgabengebiete“ dürften im Zeitraum 1990 bis 2030 vor allem fünf Erdteile sein, nämlich Afrika (rund 1 Mio. Emigranten pro Jahr), Lateinamerika (900.000), Südasien (800.000), Südostasien (1,1 Mio.) und China (500.000).<sup>47</sup> Die Hälfte der rund 3-4 Mio. „Auswanderer“, mit denen pro Jahr bis 2030, möglicherweise aber auch 2050 noch zu rechnen ist, kommt aller Voraussicht nach aus Asien und zieht vor allem in Richtung Nordamerika und Ozeanien. Eine zweite Stoßrichtung dürfte sich auf den Norden richten, und zwar mit zunehmender Intensität auf die asiatischen Teile Rußlands: die von den russischen Nationalisten geschürten Asienängste sind insofern nicht ganz unberechtigt!

Wirtschaftlich höchst folgenreich – und vielleicht nur dem einstigen Exodus der Hugenotten aus Frankreich vergleichbar – hat sich die Emigration der Huaren (Auslandschinesen) ausgewirkt, deren Zahl Mitte der 90er Jahre weltweit bei rund 36 Mio. liegen dürfte (davon 7 Mio. in Indonesien, 6 Mio. in Thailand, 5 Mio. in Malaysia, 2,5 Mio. in Vietnam, Kambodscha und Laos, 2,1 Mio. in Singapur und 2,3 Mio. in Amerika).<sup>48</sup> Mittlerweile hat sich in ihrem Migrationsbild ein dreifacher Wandel vollzogen: pflegten sie früher noch die chinesische Staatsangehörigkeit beizubehalten, so haben heutzutage bis zu 90% für ihr Gastland optiert. Hatte sich ihre Emigration früher hauptsächlich in Richtung Nanyang/Südostasien bewegt, so richtet sie sich heutzutage eher nach Amerika, Australien und Europa aus. Waren die Huaren einst vor allem Kleinhändler und Bergwerksarbeiter gewesen, so kontrollieren sie mittlerweile führende Unternehmen und Kapitalströme.

Überall dort, wo Chinesen, Japaner, Koreaner oder Vietnamesen haben Fuß fassen können, ist ein ausgeprägter Nachwanderungssog zu verspüren – Folge ihrer Fähigkeit zum Knüpfen sozialer Netzwerke und zum familiären Zusammenhalt.

Amtliche Statistiken der USA prophezeien schon heute, daß irgendwann in den Jahren zwischen 2050 und 2060 die Vorherrschaft des weißen Mannes, der heutzutage noch rund drei Viertel der Bevölkerung stellt, zu Ende geht. Die Mehrheit der bis 2050 auf wahrscheinlich 400 Mio. Menschen angewachsene Einwohnerschaft der Vereinigten Staaten setzt sich dann wahrscheinlich aus Latein-

<sup>47</sup>ILO-Berechnung in: DW, 26.4.96.

<sup>48</sup>dazu C.a., 1996/1, S.34.

amerikanern, aus Farbigen und nicht zuletzt aus Asiaten (in einer Höhe von möglicherweise bis zu 5%) zusammen.

Im Gegensatz zu Amerika dürfte sich das asiatische Element in Europa weniger stark bemerkbar machen, weil „Gastarbeiter“ und „Migranten“ hier traditionsgemäß aus anderen Richtungen kommen, nämlich aus den Maghreb-Staaten (nach Frankreich), aus dem Commonwealth (nach Großbritannien) und aus Osteuropa sowie aus der Türkei (nach Deutschland).

Unter den Migranten bewegen sich (nach Beobachtungen der ILO) zwei ganz besonders dynamische Gruppen, nämlich solche „Zugvögel“, die „ganz oben“ am Firmament und solche, die „ganz unten“ dahinziehen. Eher im Hintergrund bleiben demgegenüber die aus Arbeitern und Angestellten bestehenden Mittelschichten:

„Ganz unten“ stehen die Aspiranten auf schmutzige, gefährliche, anstrengende und schlechtbezahlte Arbeit, für die sich Einheimische oft längst schon zu gut sind. Viele von ihnen kommen heute – und, angesichts der zunehmenden Verarmung Südasiens, wohl noch auf Jahrzehnte hin – aus Ländern wie Pakistan oder Bangladesh: Pakistanis arbeiten z.B. häufig in Japan, Bengalen in Nordwestindien und Indonesier in Malaysia, vor allem in der dort konzentrierten Elektronik- und Halbleiterindustrie. Was schließlich die Philippinen anbelangt, so sind sie Weltmeister im Export weiblicher Arbeitskräfte.

Daneben gibt es aber auch eine „Wanderungs“-Bewegung von Spitzenkräften, Leitenden Managern, Forschern und Technikern sowie von höherqualifizierten Personen, die im 21. Jh. ihren Arbeitsplatz noch schneller wechseln dürften als dies bereits im 20. Jh. der Fall gewesen war. An diesem grenzüberschreitenden „Markt“ partizipieren zunehmend auch gut qualifizierte Asiaten, deren Zahl schnell im Wachsen begriffen ist, seien es nun die kaufmännisch begabten Auslandschinesen (Huaren) und Auslandsvietnamesen (Viet Khieu) oder seien es die Auslandsinder, die sich als Ärzte, Wissenschaftler und Softwareingenieure einen Namen machen können.

Soweit die hochqualifizierten Migranten in Asien bleiben, dürften sie rasch den Sockel jener mittelständischen Internationale verbreitern helfen, der sich in den Metropolen des Kontinents bereits seit mehreren Jahrzehnten herauszukristallisieren, und der, wie erwähnt, neue soziale Tatbestände zu schaffen beginnt, wie es sie in dieser Form im traditionellen Asien nicht gegeben hat. Hier, im mittelständischen Milieu, könnte die Verwestlichung noch am ehesten um sich greifen. Innerhalb der Lebensspanne von gerade einmal zwei Generationen, wie sie bis zum Jahr 2050 vergeht, dürfte dieser langwierige Prozeß aber ganz gewiß noch nicht zur Vollendung gekommen sein.

### 7.2.3.3

#### „Revoltieren“

Ein häufig letzter – für asiatische Vorstellungen aber ganz gewiß allerletzter – Ausweg, den die Verzweiflung suchte, wenn sich sonst nirgends mehr ein Hoffnungsschimmer zeigte, war der Bauernaufstand, der in zwei Erscheinungsformen zutage zu treten pflegte, nämlich entweder als Protestbewegung mit soteriologischen Erwartungen im indisierten Asien oder aber als eher säkulare Protestbewegung in den sinisierten Gesellschaften.

Theoretisch lassen sich beide Spielformen leicht voneinander unterscheiden: chiliastische Hoffnungen sind per definitionem schwärmerisch und gehen von Endzeiterwartungen hic et nunc, d.h. also noch im Diesseits aus;

der „Himmel auf Erden“ kann, je nach Religion, mit gewaltiger Karmavermehrung, mit der Herabkunft eines Messias (z.B. eines „gerechten Königs“) oder mit anderen transzendenz-bezogenen „Rettungs“-Vorstellungen verbunden sein. *Säkulare* Erwartungen sind dagegen eher nüchtern, richten sich vor allem auf materielle Verbesserungen („Milch und Honig“) und spielen nicht selten mit der Hoffnung auf „Reichtum, Glück und langes Leben“.

In der Praxis freilich haben sich chiliastische und säkulare Varianten dann doch immer wieder aufs „unlogischste“ miteinander vermischt, sei es nun bei der Ratu adil-Protestbewegung in Java und bei den Phibun-Aufständen in Thailand, oder sei es bei den Bauernaufständen im alten China – man denke an die „Gelben Turbane“ oder an die „Roten Augenbrauen“.

All diese vulkanartigen Eruptionen, ob sie nun chiliastisch oder säkular motiviert waren, endeten meist wieder dort, wo sie begonnen hatten, und erwiesen sich damit als Gewitter ohne reinigende Wirkung.

Wie von einer anderen Welt schienen demgegenüber die Revolutionsbewegungen des 20. Jh. zu sein, die sich vor allem in China, Vietnam und Nordkorea abspielten. Erst im nachhinein wurde auch hier deutlich, daß das Scheitern von Anfang an vorprogrammiert war, und zwar vor allem deshalb, weil sich asiatische Gesellschaftsordnungen ihrer ganzen Natur nach gegen die Herausbildung eines umfassenden Klassenbewußtseins (im Sinne von „Klassen für sich“) sowie gegen „Klassenkämpfe“ geradezu sträuben: Erstens sind Kasten und Jatis in der Hindugesellschaft, Danweis und Don vis in China sowie in Vietnam und Oyabun/Kobun-Beziehungen in Japan auf Segmentierung der Gesellschaft sowie auf Vertikalisation, nicht aber auf (horizontale) Frontenbildungen geeicht

Zweitens widersprechen die marxistischen Forderungen nach Klassenkampf und nach Selbstbefreiung asiatischen Grundvorstellungen wie dem hinduistischen Gebot, sich dem Dharma zu fügen, dem islamischen Imperativ, sich „in Allahs Willen zu ergeben“ oder dem konfuzianischen Postulat, Lösungen konsultativ und „in Harmonie“ anzustreben.

Dieses Lebensgefühl hat auch im 20. und 21. Jh. seine Gültigkeit behalten. Hätte es noch eines Beweises für diese Kontinuität bedurft, so wäre er nicht zuletzt durch das Tempo erbracht worden, in dem sich die chinesische, die vietnamesische oder die kambodschanische Tradition nach dem Abflauen der revolutionären Bewegungen wieder zu Wort gemeldet hat. Hier wurde aufs drastischste deutlich, wie wenig Jahrzehnte der „Revolution“ dem überkommenen Gesellschaftsgefüge hatten anhaben können. Je vehementer „Zivilisationen“ unterdrückt werden, um so energischer pochen sie anschließend wieder an die Tür und verlangen nach verstärkter „Renormalisierung“! Dies gilt vor allem im traditionsverwurzelten Asien!

Auch in Zukunft, zumindest aber im Zeitraum bis 2050, dürften Revolten und Revolutionen, die „traditionswidrig“ verlaufen, nicht länger vorhalten als die gewaltsamen Änderungsversuche eines Mao Zedong oder eines Ho Chi Minh. Allerdings beschränkt sich diese Kurzlebigkeit, wie bereits ausgeführt,<sup>49</sup> offensichtlich nur auf den „Linksradikalismus“. Anders steht es um die „rechtsextremen“ Spielarten, also um jene islamischen oder hinduistischen „Fundamentalismen“, die durch *Politisierung*

<sup>49</sup>Dazu C.a., 1998/1, S.61 f.

authentischer Traditionsansätze, vor allem aber religiöser Elemente, gekennzeichnet sind – man denke an den Fundamentalismus à la Chomeini oder aber an den Hindu-nationalismus der BJP, der zur Zerstörung des Tempels von Ayodhya sowie zu Übergriffen auf den mohammedanischen Teil der indischen Bevölkerung geführt hat.

Wird hier nicht vorbeugend mit erzieherischen Mitteln eingegriffen, so könnte sich in der Tat eine neue Kettenreaktion von Konflikten ergeben, die sich nicht nur gegen „den“ Westen, sondern mindestens genauso stark gegen Andersdenkende im eigenen Land oder in der eigenen Region richten – etwa unter der Parole, daß „die“ Muslime an allem Unglück Indiens Schuld sind und daher auch die Konsequenzen dafür zu tragen haben.

Eine wirkliche Auflösung solcher möglicher Konfliktbündel ließe sich, wie gesagt, am Ende nur durch jahrzehntelange permanente Erziehungsanstrengungen erreichen. Nicht zu Unrecht hat Deng Xiaoping immer wieder darauf hingewiesen, daß die wahre Revolution in Reformen bestehe.

Das Ziel einer solchen Erziehung kann freilich nicht auf eine „Verwestlichung“ hinauslaufen, sondern muß darauf ausgerichtet sein, die friedlichen Ansätze in den bodenständigen Gesellschaftslehren neu herauszuarbeiten und die Bevölkerung dafür zu sensibilisieren. Die Alternative zu solchen Erziehungsanstrengungen wäre eine Verstärkung des „Mikronationalismus“<sup>50</sup> – und das Chaos.

### 7.3

#### Verwestlichung unter dem Druck des Überbauwandels?

##### 7.3.1

##### Asiatisches Urgestein, westliche Sedimente

Westliche Beobachter neigen oft vorschnell dazu, den Asiaten Verwestlichungstendenzen zu unterstellen, wobei häufig der konkrete Gesprächspartner als personalisiertes Modell für solche Schlußfolgerungen herhalten muß: er kleidet sich ja ganz „unasiatisch“, spricht ein westliches Idiom, hat sich vielleicht schon mehrere Male in Europa aufgehalten, benutzt ein Mobiltelefon und kommt mit seinem Urteil den Vorstellungen seines Gesprächspartners, die ihm bestens vertraut sind, fast in jeder Hinsicht entgegen. Vielleicht gibt er sich auch dadurch noch ganz „unasiatisch“, daß er bestimmte Aussagen mit Gegenargumenten konterkariert oder daß er da und dort sogar „nein“ sagt.

Kein Wunder, wenn ein solcher Partner schnell als „Europäer mit asiatischem Aussehen“ erscheint.

Ganz anders freilich nimmt sich die Situation aus, sobald der Gesprächspartner in sein asiatisches Milieu zurücktaucht und nicht mehr mit einem Ausländer, sondern mit einem „Onkel“ spricht oder einem Betriebskollegen begegnet. Jede individuelle „Widerrede“ verstummt dann fast augenblicklich und „man“ kehrt zum „Gesichts“-gemäßen Kommunikationskontext zurück.

Anders auch, wenn der Ausländer die betreffende asiatische Sprache beherrscht und sich – nunmehr unter umgekehrten Vorzeichen – auf die „asiatische“ Umgebung einläßt. Augenblicklich beginnt sich dann die Gesprächsatmosphäre zu verändern. Überraschend bereits, wie schnell das Verhalten des anderen sich ändert, sobald man die Sprache wechselt, also beispielsweise von

deutsch auf chinesisches umschaltet: auf der Stelle schlägt der Sprachton dann in ein leichtes Scherzen um, man lächelt, tauscht Höflichkeiten aus und scheint sich kommunikativ plötzlich auf einem anderen Stern zu befinden. Der asiatische Partner, den man sich längst als „Westler“ zurechtgelegt hatte, steckt dann bereits wieder tief in seinem asiatischen „Zuhause“, und man ahnt, daß die Metamorphose, die man ihm so vorschnell unterstellt hatte, vielleicht nur auf einem Trugschluß beruht.

Wieder einmal taucht damit die alte Frage auf, wie Asiatisches und Westliches zueinander stehen: ob es hier also zur Aufhebung des einen durch das andere kommen kann – oder ob sich anstelle dieses Entweder-Oder langfristig nicht eher doch das Nebeneinander abzeichnet.

##### 7.3.2

##### Tradition und „Fortschritt“

Aus europäischer Sicht ist man ja allzu leicht geneigt, asiatische Traditionen als Elemente der Vergangenheit mißzuverstehen, die früher oder später dem „Fortschritt“ weichen müßten.

Hierbei gerät allzu leicht in Vergessenheit, daß „Fortschritt“ und „Zukunft“ europäische Begriffe sind, die den typischen westlichen Zeitvorstellungen von Geschichte als einer aufsteigenden Linie und als einem Fortschreiten zum Besseren und Höheren entsprechen: also der vom Christentum geprägten Idee einer creatio ex nihilo, in deren Folge ein Entwicklungsprozeß einsetzt, der erst mit dem Weltuntergang endet und der – säkular weitergedacht – als Geschichtsschema auch in die marxistische Lehre eingegangen ist.

Das asiatische Denken unterscheidet sich von dieser europäischen Zeitauffassung jedoch von Grund auf, und zwar hauptsächlich durch drei Aspekte: (1) Ihrer Form nach verläuft die Zeit nicht geradlinig, sondern zyklisch: ähnlich also wie der Rhythmus der Jahreszeiten oder wie die weibliche Periode. (2) Nach ihren Modalitäten ist Zeit nicht ein im Stundenglas gleichmäßig verlaufender Prozeß, sondern ein Discontinuum von günstigen und ungünstigen Augenblicken, denen es mit allen Mitteln parapsychologischer und geomantischer Technik nachzuspüren gilt; ähnlich wurde auch bei den antiken Griechen zwischen *chrónos* und *kairòs* unterschieden! (3) Nach ihrem Inhalt schließlich ist Zeit nicht eine abstrakte Rechengröße, sondern ein in Jahresfesten und Saisonarbeiten konkret erlebbarer Prozeß.<sup>51</sup>

Im Zeichen der zyklischen Zeitauffassung galt es als ausgemacht, daß Veränderung Verfall bedeutete und daß man deshalb auch Angst vor allen Neuerungen haben müsse. Andererseits galt das Alte als solches als wertvoll. Die vom Christentum mitbeeinflusste Fortschrittsidee hing demgegenüber mit dem Glauben an wachsende Naturbeherrschung, an zunehmende Kenntnis sozialer Gesetzmäßigkeit und an den Durchbruch der Vernunft zusammen.

Man kann sich vorstellen, welche Verblüffung – und Verwirrung – im vergangenheitsorientierten Asien die „kapitalistische“ Wachstumseuphorie oder gar die marxistische Zukunftsverheißung von einer klassenlosen Gesellschaft anrichten mußte, welche letztere noch dazu nur über das Ende der Tradition hinweg zu bekommen war.

Kaum allerdings hatte die Zukunftsidee in Asien Wurzeln geschlagen, begann sie zu faszinieren und sich mit

<sup>50</sup>Dazu C.a., 1997/4, S.329 f.

<sup>51</sup>Dazu weitere Einzelheiten bei Weggel, *Die Asiaten*, a.a.O., S.199 ff.

rasender Geschwindigkeit vor allem in die Köpfe der Intellektuellen einzusenken.

Die konfuzianische Tradition war ganz im Banne der Vergangenheit, d.h., des in ihr verkörperten *tiandao* („Himmelsweges“), gestanden und hatte allergisch auf Zukunftsverheißungen, auf Fortschrittsankündigungen und auf chiliastische Visionen reagiert. Waren doch mit solchen Verheißungen allzu häufig auch Gefährdungen der herrschenden Ordnung verbunden!

Angesichts dieser „Ankettung“ an die Vergangenheit war es gewiß kein Wunder, daß die Begegnung mit dem linearen europäischen Zeitbegriff, nicht zuletzt auch mit den europäischen Vorstellungen von Fortschritt und Zukunft schockierend, gleichzeitig aber auch elektrisierend wirkte.

Unter dem Einfluß der europäischen Zukunftsvorstellungen wurde das Wort *xin* (neu) schon bald zum Inbegriff des Fortschrittlichen sowie zur Perspektive aufregender Möglichkeiten. Vor allem die 1921 gegründete KPCh hätte dieses Wort am liebsten für sich patentieren lassen, ob sie nun von „Neuer Demokratie“ (*xin minzhu zhuyi*), von der „Neuen Jugend“ (*xin qingnian*), vom „Neuen China“ (*xinhua*) oder einfach von den „Neuen Dingen“ (*xinsheng shiwu*) sprach. Die Zukunft sei nicht nur ein Abglanz der Vergangenheit, sondern bringe etwas ganz Neues, das noch dazu durch planvolles Handeln *gestaltet* werden könne – und müsse!

Hand in Hand mit den Zukunftsvorstellungen wuchsen „neue“ Ausdrücke wie Pilze aus dem Boden: Worte wie *jindu* (Fortschritt), *jiebanren* (Nachfolger), *xinren* (neue Menschen), *fankang fubi* („Kampf gegen die Restauration“), *gan* (wagen) und *zhandou* (kämpfen) gehörten fortan zum Lieblingsvokabular der Kommunisten, das vor allem während der Kulturrevolution eine wahre Inflation erfuhr. Mit dem Beginn der Reformen kamen weitere Zukunftstermini in Gebrauch, u.a. *xiandaihua* („Modernisierung“) oder noch häufiger *sige xiandaihua* („Vier Modernisierungen“). In diesen Begriffen offenbarte sich der Versuch zur „zweckrationalen“ Beherrschung der Welt, der objektiv durch Industrialisierung, Urbanisierung, allgemeine Schulbildung sowie Kommunikationsverbesserung und subjektiv durch Hinwendung zu Leistungsdenken, Wettbewerb und Diesseitigkeit flankiert werden sollte.

Es war kein Zufall, daß gleichzeitig mit dem inflationsären Gebrauch solcher Neuerungsbegriffe in Asien auch überall kommunistische Parteien aus dem Boden zu schießen begannen, denen zumeist die Komintern als Geburtshelferin diente und die für sich in Anspruch nahmen, den Fortschritt gleichsam gepachtet zu haben. „Fortschrittlich“ und „reaktionär“: dies waren zwei neue Grundbegriffe, die zu einem in ganz Asien ein bis dahin unbekanntem Selektionsinstrumentarium wurden, und die überdies so radikal gehandhabt wurden, daß selbst reformerische Bewegungen sich schon bald mit „Feudalisten“ in einen Topf geworfen sahen.

Mit dem Untergang der Sowjetunion, dem Zerfall des alten „Ostblocks“ und der Auflösung des Maoismus in der Säure der Reformbewegung haben linke Bewegungen zwar in fast allen asiatischen Ländern an Attraktivität verloren. Immer noch aber übt die Fortschrittsidee eine nicht nachlassende Faszination auf das Denken vor allem der Unternehmer und Wirtschaftsplaner in den Tiger- und Drachenländern aus, die – beflügelt von jahrelangen Wachstumserfolgen – in den vom skeptisch gewordenen Europa längst aufgegebenen Glauben verfielen,

daß Fortschritte nicht gebremst werden könnten und daß die Kräfte des Kapitalismus und des Weltmarkts nicht zu bändigen seien. So wie es noch unter Mao Zedong als ausgemacht galt, daß es nur ein einziges Hindernis für die große Revolution gebe, nämlich den mangelnden Willen zur Revolution, so glauben viele Reformer nach wie vor davon ausgehen zu können, daß der einzige Feind des unaufhörlichen Fortschritts die Fortschrittsskepsis sei. Der von Schumpeter in die Welt gesetzte Begriff der „kreativen Zerstörung“, in deren Zeichen ständig schwache Unternehmen aus dem Markt verdrängt und pausenlos neue Betriebe geschaffen würden, hat sich bei vielen Asiaten in einer Hartnäckigkeit ohnegleichen festsetzen können. Es gebe keine Grenzen des Wachstums, da materielle Produkte immer mehr durch Wissensprodukte ersetzt würden und da Rohstoffe, Arbeit und Kapital eine immer geringere Rolle spielten. Wachstum werde statt dessen mehr und mehr durch Ideen in Gang gesetzt. Eine neue Wissensindustrie, Computer, Softwarefirmen und Biotechnik trieben die Ökonomie voran und ließen gleichzeitig alles technologisch Rückständige hoffnungslos weit hinter sich. Auch zum Umweltschutz stehe Wachstum in keinerlei Widerspruch: Ob nämlich ein Computer fünf- oder zehnmal so schnell sei wie sein Vorgängermodell, habe nichts mit Metall oder Plastik und schon gar nichts mit Umweltschutz zu tun. Die Gentechnik führe dazu, daß Kühe und Schafe als chemische Katalysatoren für Biogrundstoffe und für Medikamente eingesetzt werden könnten.

Betriebe, die bei diesem Prozeß nicht mithielten, müßten zusammenbrechen und Technologien, die den ständig steigenden Anforderungen nicht gerecht würden, kurzerhand ausscheiden – dies sei der wahre Fortschritt durch kreative Zerstörung.

Wer so argumentiert (und damit übrigens auch dem Fortschrittsglauben einen neuen Drall gibt), verstößt sowohl gegen neuere westliche als auch gegen panasiatische Grundüberzeugungen:

Erstens einmal widerspricht er den westlichen Vorstellungen von der Gleichheit der Individuen sowie vom Recht auf Arbeit – und damit zugleich auch auf Beteiligung an gesellschaftlicher Mitgestaltung; denn insgeheim redet er einer „Ein-Fünftel-Gesellschaft“ das Wort, in der alle entscheidenden Steuerungs-, Informations- und Verteilungsaufgaben von nur noch einem (höchst privilegierten) Fünftel der Bevölkerung wahrgenommen werden, während die „restlichen“ vier Fünftel dazu verurteilt sind, zu einer gestalterisch passiven neuen Unterklasse zu werden. Entwicklungen dieser Art bahnen sich ja nicht nur im internationalen Maßstab, sondern auch innerhalb der fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften selbst an – und könnten zu einem der sozialen Haupttrends des 21. Jh. werden.

### 7.3.3

**„Verschichtung“ statt „kreativer Zerstörung“**  
Zweitens aber mißachtet eine solche Argumentation die in ganz Asien verbreitete Denktradition der „Verschichtung“: Während Europa mehrere Jahrhunderte lang Zeit gehabt hatte, naturwissenschaftliche Fortschritte voranzubringen und sie sukzessive zu „verdauen“, waren die Länder Asiens – einschließlich Japans! – von den Ergebnissen dieser hochtechnisierten Zivilisation geradezu überrollt worden, hatten sich also gezwungen gesehen, innerhalb weniger Jahrzehnte Entwicklungen nachzuholen und zu verarbeiten, für die Europa jahrhundertlang Zeit

gehabt hatte. Mag die Entwicklung in Europa also in der Tat durch „kreative Zerstörung“ vorangetrieben und das Alte durch eine „Negation der Negation“ aufgehoben worden sein, so erscheint dies in Asien kaum wiederholbar. Nicht „kreative Zerstörung“ des Alten durch das Neue lautet deshalb die Losung, sondern „Verschichtung“ des Alten mit dem Neuen. Auf der Tagesordnung steht also nicht das Entweder-Oder, sondern das Sowohl-Als-auch: mit der Folge, daß die einzelnen Traditionen oft unvermittelt übereinander oder nebeneinander koexistieren – in jedem Fall aber unverschmolzen erhalten bleiben. Die Verschichtungstradition ist als solche übrigens nicht neu, sondern gehört zum panasiatischen Tafelsilber. Einige Beispiele mögen dies verdeutlichen:

- Religionsverschichtung: Ein Besuch im buddhistischen Wat Po in Bangkok zeigt z.B. in einer für europäische Besucher eindrucksvollen „Unschuld“ die völlig unproblematische Koexistenz von Buddhafiguren, hinduistischen Lingas, Geisterhäuschen und Wahrsageinstitutionen. Im malaio-islamischen Südostasien bekennt man sich zwar zu Allah als dem einzigen Gott, läßt sich dadurch aber keineswegs davon abhalten, auch den Geistern der Türpfosten, der Bäume, Seen oder der Berge Opfer zu bringen – und vergeht sich damit an einem der Grundpostulate des Islam, nämlich am Monotheismus.

Besonders eindrucksvoll hat sich die Verschichtungstradition im Hinduismus ausgeprägt, sei es nun in der Liturgie oder aber in der Gestalt von Götterbildern, in denen sich religiöse Anschauungsweisen aus vielen Jahrhunderten und oft auch aus den verschiedensten Regionen zusammengeballt wiederfinden – man denke etwa an Gott Shiva, in dessen Statuenkult sich die vielfältigsten Traditionen und Wesenszüge widerspiegeln: als (männlicher) Mahakala verkörpert er das Zerstörerische, als (weibliche) Kali das Blutdürstige, als Durga das Furchterregende, als Shankara den Wohltäter der Menschheit, als Ganesha (d.h. als elefantenköpfiger Sohn des Shiva) den Wohlstand, als Skanda das Kriegsglück, als Linga Zeugung und Fruchtbarkeit, als Mahayogi den Asketismus und die durch Askese angehäuften übernatürlichen Kräfte und als Mahaguru den Großen Lehrer. In der Gestalt des Bullen Nandi, der dem Shiva als Reittier dient, mischen sich dem Hinduismus auch noch Elemente des altersgrauen, offensichtlich über weite Teile Alteuropas und Altasiens verbreiteten Stierkults bei. Bezeichnenderweise hat hier kein Aspekt den anderen verdrängt. Vielmehr finden sich sämtliche Traditionen in Schichten über- und nebeneinander abgelagert und lassen sich als solche bis in ihre Anfänge zurückverfolgen. Von einer „kreativen Zerstörung“ des einen durch den anderen Aspekt kann hier also – erneut sei es gesagt – keine Rede sein – eher ist das Gegenteil der Fall, nämlich die Bestätigung des einen durch das andere.

- Was die soziale Verschichtung anbelangt, so erhält jeder Besucher einer x-beliebigen süd- oder südostasiatischen Stadt tagtäglichen Anschauungsunterricht über das z.T. friedliche, z.T. aber auch höchst konfliktgeladene – und immer bunte – Nebeneinander von indischen, chinesischen oder malaiischen „Communities“, sei es nun in Bombay, in Singapur, in Bangkok oder aber in Phnom Penh. Mit europäischen Augen gesehen bieten sich hier überall Kontraste von beispielloser Schärfe – angefangen von der Architektur (hie Wolkenkratzer, dort Bambushütten auf Stelzen) über die Buntheit des Straßenverkehrs (mit Vehikeln aus den verschiedensten Jahrhunder-

ten) bis hin zu den hochdifferenzierten Eß- und Kleidungs-gewohnheiten, nicht zuletzt den so unterschiedlichen Tabus, denen die einzelnen Communities unterworfen sind.

- Sogar in der modernen Außenpolitik asiatischer Staaten lassen sich Spurenelemente von Verschichtung finden: Angefangen von der Volksrepublik China bis hin zu Singapur haben sich zwar alle modernen Staaten den globalen völkerrechtlichen Standards angepaßt und westliche Institutionen sowie Rechtsanschauungen übernommen – bis hin zu den Spielformen des Nationalismus. Scheinbar davon unberührt haben aber auch traditionelle Betrachtungsweisen ihre Verbindlichkeit behalten – angefangen von der „Völkerfamilie“ über die Hierarchie zwischen den Nationen bis hin zur Vorbildfunktion des Reichs der Mitte. Das Alte hat also keineswegs dem „fortschrittlichen“ Neuen weichen müssen, sondern ist auf subtil-verschichtete Weise erhalten geblieben!

- Nicht sehr viel anders dürfte es dem westlichen Individualismus ergehen, der vor dem Hintergrund einer allumfassenden Menschheitsgeschichte als einzigartiges Phänomen erscheint und letztlich wohl auch als „Luxusschöpfung“ gelten muß. So gesehen befinden sich die asiatischen Denkgewohnheiten auf einem gewissermaßen „normaleren“ Weg als die des Westens. In einer Zukunftswelt mit 12 oder 15 Mrd. Menschen dürfte der Individualismus jedenfalls geringere Verwirklichungsmöglichkeiten besitzen als eine eher an der Individuumsverneinung orientierte Lehre vom Format beispielsweise des Konfuzianismus!

Aus der Sicht von Verschichtungstraditionen erscheint es also gewissermaßen „natürlich“, daß sich eher das *Nebeneinander* als die „kreative Zerstörung“ durchsetzt! „Kreative Zerstörung“ bleibt – vor dem Hintergrund der asiatischen Wertelandschaft – wohl noch auf lange Zeit eine absurde Vorstellung!